Bavar.
2858
m

Scenen, Schwänke
und
Originalitäten
aus dem reichsstädtischen
Leben Nürnbergs.

2858 m
Weikert

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Mittelwächter.

Scenen, Schwänke
und
Originalitäten
aus dem reichsstädtischen
Leben Nürnbergs.

Aus Ueberlieferung und eigener Erfahrung
gesammelt
von
Weikert.

Nürnberg
Druck und Verlag von Friedrich Campe
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrn

August Lewald

aus alter

Nürnberger Freundschaft.

An den Leser.

Wie unsre Väter einst gewesen,
Kann man in mancher Chronik lesen;
Doch wie sie um viel später waren,
Kann man in diesem Buch erfahren;
Und wie die Leute jetzo sind,
Das, glaub' ich, weiß ein jedes Kind;
Doch, wie sie werden seyn, zu sagen,
Das möchte ich denn doch nicht wagen,
Das ist die Sache der Propheten,
Die gerne von der Zukunft reden;
Von ihrer eig'nen schweigen sie,
Daran denkt nie ein solch Genie.
Sie sprechen gleich: «Nach hundert Jahren
Wird Nürnberg dies und das erfahren.»
Was er erfährt in wenig Tagen,
Weiß der Prophet doch nicht zu sagen.

Mit dem Perfectum geht's noch an,
Da hilft man sich, so gut man kann,
Schlägt in den alten Schriften nach,
Vergleicht, und fördert was zu Tag'.
Und wie's im Imperfectum war,
Weiß Jeder von uns auf ein Haar.
Von allen Zeiten, die es giebt,
Hab' ich das Präsens stets geliebt;
Das haltet fest zu jeder Frist,
Da weiß man doch, woran man ist.
Mit dem Futurum laßt mich geh'n,
Denn wer kann in die Zukunft seh'n?
Die Zeit hat Manchen schon verwirrt,
Drum wart' ich, bis sie präsens wird.

Der reiche Partikulier Sperber zu N., unter dem Namen «der reiche Sperber» jedem Kinde bekannt, war ein alter, lebenslustiger Junggeselle; als Kaufmann hatte er, durch Glück und Fleiß, ein bedeutendes Vermögen erworben; späterhin entsagte er den Geschäften, und lebte nur sich und seinen Launen, deren hervorstechendste war, Schwänke zu reißen oder zu veranstalten; auffallende Originale, deren N. zu allen Zeiten vorzugsweise besaß, aufzusuchen und sich an ihren Sonderbarkeiten zu belustigen; mitunter auch eine solide Prügelei zu veranlassen, oder besondere Gerüchte zu verbreiten, wobei er jedoch stets die Betheiligten auf eine genügende Weise mit sich auszusöhnen wußte, denn um einen tüchtigen Schwank auszuführen, einen Hauptspaß zu veranstalten, kam es ihm auf einige Thaler gar nicht an, und an Leuten, die sich dazu hergaben oder mitwirkten, konnte es, bei Sperbers bekannter Freigebigkeit, nicht fehlen, daher war es auch bei vielen solchen Auftritten zweifelhaft, ob der Verfasser oder der Held des Stücks für den eigentlich Gefoppten zu halten sey.

Alle Vormittage, Punkt zehn Uhr, besuchte Sperber das Gasthaus zum Wallfisch, und Punkt Zwölfe verließ er es wieder. Keine Jahreszeit, keine Witterung konnte ihn von dieser vieljährigen Gewohnheit abbringen. Nach seinem Gehen und Kommen wurden in der Nachbarschaft die Uhren gestellt. «Der Herr Sperber kommt; du wolltest um zehn Uhr ausgehen,» erinnerte die Frau ihren Mann. «Laß doch anrichten,» rief dieser in die Küche, «Herr Sperber geht nach Hause!»

Eines Tages erzählte der Wirth zum Wallfisch seinen Weingästen, daß gestern Abend ein Engländer bei ihm eingekehrt sey, der sich einige Tage hier aufhalten wolle, aber leider, außer seiner Landessprache, nur das Französische ungeheuer radbreche, vom Deutschen aber kein Sterbenswörtchen wisse. Sperber, der sich mehrere Jahre in England und Frankreich aufgehalten und beider Sprachen vollkommen mächtig war, ließ sich sogleich vom Wirth auf das Zimmer des Fremden führen, der, hocherfreut, sich in seiner Muttersprache angeredet zu hören, Sperbern ungemein freundlich empfing, und sogleich einige Flaschen Wein bringen ließ. Bald ergoß sich der Engländer in Lobeserhebungen über die Vorzüge seiner Insel und in Klagen über das durchaus Schlechte des Festlandes. Sperber stimmte, theils aus Höflichkeit, theils aus angeborner guter Laune, bei, doch fühlte

er ein geheimes Lüstchen, dem Fremden ein erkleckliches Andenken an Deutschland, und namentlich an N. zu geben; nur über die Form war er noch nicht mit sich einig.

«Der verzweifelte Bart!» rief jetzt der Britte und rieb sich verdießlich das Kinn; «in dem heillosen Deutschland sind selbst die Bärte unbequemer, als in Alt-England! Wann kommt denn der Hundsfott von Haus-Barbier?» — Bei dieser Frage raunte Sperbern sein Satyr etwas ins Ohr. «Sir,» beantwortete er die Frage, «der Barbier muß augenblicklich kommen, zu dieser Stunde kommt er alle Tage. — Ah! da fällt mir etwas ein! Wenn Sie Lust haben, können Sie mit dem Menschen sich einen köstlichen Spaß machen.» — «Wie so?» fragte der Engländer, und fuhr bis an die Ellnbogen in die unergründlichen Taschen seines unendlichen Oberrocks. «Sehen Sie,» fuhr Sperber fort, «wie nach Ihrer sehr richtigen Bemerkung in Deutschland alles schlecht ist, so sind es natürlich auch die Barbiere; unser Haus-Barbier aber ist der verzagteste und furchtsamste aller Barbiere, die je ein Menschenkinn eingeseift haben. Zum Beispiel, wenn er Sie nun rasiren will, und Sie schnappen mit dem Munde nach ihm, so läßt der Kerl Hut und Barbierzeug im Stich und läuft davon.» — «God damn!» lachte der Britte, und zog die Rockschöße über einander; «den Versuch

könnte man machen, es gäbe etwas zu lachen und nichts zu riskiren.» — «So erlauben Sie denn,» erbot sich Sperber, «ich will nur gleich den Kellner hinschicken, daß uns der Hasenfuß nicht entgeht. Werde sogleich wieder die Ehre haben!» — Mit einem gewaltigen Katzenbuckel schob er aus dem Zimmer.

Im dritten Hause vom Gasthofe wohnte der Barbier, dessen Gehülfe Sperbern sehr wohl bekannt war. Er trat in die Stube; der Barbiergeselle, ein breitschultriger, vielgereister Patron, war eben beschäftigt seine Messer abzuziehn. «Bester Freund,» war Sperbers Anrede, «kommen Sie doch längstens in einer Viertelstunde nebenan in den Wallfisch auf Nr. 16. Ein Engländer, der kein Wort Deutsch versteht, will rasirt seyn; er bezahlt zwar sehr gut, jedesmal einen Thaler, hat aber die Gewohnheit, nach dem Barbier zu schnappen und dieses Manoeuvre sogleich mit einer tüchtigen Ohrfeige zu begleiten. Er hat mir den Umstand vertraut und erklärt, daß ihm dies einen Hauptspaß mache; alle wären bisher mit ihrer Maulschelle davongelaufen, und daraus zieht er nun den Schluß, alle deutschen Barbiere seyen Hasenfüße. Nur in Hamburg habe ihm ein Barbier, der aber ein Däne gewesen, die Ohrfeige in duplo zurückgegeben, und er habe auf der Stelle das Stück mit einem Thaler honorirt. Sie wären

der Mann, dem Engländer Respekt vor Ihren deutschen Kunstgenossen einzuflößen; sobald er nur den Mund bewegt, um nach Ihnen zu schnappen, so treffen Sie ihn gleich tüchtig zwei- oder dreimal, daß das Feuer davonfliegt. Hier haben Sie einstweilen einen Thaler von mir, als Beweis, wie sehr mir die Ehre Deutschlands, und Ihres Standes insbesondere, am Herzen liegt.»

«Gott verdamm' mich, Herr Sperber!» fing der von dem Anblick des Thalers ergriffene Barbier an, und fuchtelte mit dem Messer in der Luft, «der Sir soll ein paar Maulschellen bekommen, die in der halben Welt nicht besser aufzutreiben sind. Bewegt er nur den Mundwinkel, pitsch! patsch! Sie sollen Ihre Freude sehen, Herr Sperber. Ich davonlaufen? Sapperment! das wäre das erste Mal in meinem Leben! Ich will den Dänen ausstechen, verlassen Sie sich darauf.»

«Schön, schön! Also längstens in einer Viertelstunde!» fiel Sperber dem Erhitzten ins Wort, und eilte in den Gasthof zu seinem englischen Freunde zurück. «Gleich wird der Leichtfuß da seyn!» rief er dem Harrenden zu; «machen Sie nur ein recht krummes Maul, und der Kerl stürzt vor Schrecken die Treppe hinunter.» — «Wenn er doch nur schon da wäre, ich kann den Spaß kaum erwarten!» sagte ungeduldig der Engländer und schenkte die Gläser voll. Da klopfte es an

der Thüre. «Herein!» Und vorsichtig, mit einer anständigen Verbeugung, trat der Barbier herein und kramte still und lauernd sein Scheerzeug aus. Mit scharfem Blick und spitzen Fingern steckte er dem Britten die Serviette vor, schlug dann, mit vorgesetztem rechten Fuße, im gemessenen Takte den Schaum und seifte, mit weit vorgestrecktem Körper, seinen Mann ein, dessen Mundwinkel er mit Argusaugen bewachte. Jetzt dünkte es dem Engländer Zeit zu seyn; wie ein Haifisch schnappte er nach dem Barbier, aber in demselben Augenblick brannte auch die gewaltigste aller Maulschellen auf dem brittischen Gesichte. Wüthend sprang der Empfänger auf, als der Barbier seinem ausländischen Kunden eine zweite Ohrfeige applizirte, die der ersten an Gehalt nicht nachstand, sie vielleicht noch übertraf. Ein gewaltiger Stoß auf den Magen des Barbiers überzeugte diesen denn doch auch von der nicht zu verachtenden Kraft seines Gegners; er taumelte ein paar Schritte zurück, aber schnell faßte er wieder Position, und jetzt, unter einem Schwall englischer und deutscher Flüche, packten sich die Kämpfer bei den Haaren und schleiften sich, gleich zwei verbissenen Hunden, im Zimmer umher. Bald behauptete England, bald Deutschland das Uebergewicht; doch des Deutschen Stärke und Gewandtheit siegte endlich, der Engländer lag, mit verschiedenen Löchern im Kopfe und auch sonst

noch erklecklich zerbläut, unter seinem Gegner, und erklärte diesen und alle seine Kunstgenossen für die wackersten Söhne Germaniens. Der Barbier ließ nun los; die National- und Barbierehre war auf das glänzendste gerächt.

Gleich bei der ersten Maulschelle hatte sich Sperber hinausgeschlichen und durch die halbgeöffnete Thüre den ganzen Kampf angesehen; mit anscheinender Verwunderung trat er jetzt in das Zimmer und fragte, was denn hier vorgehe? «Sie haben mir gesagt,» schnaubte ihn der Engländer an, «der Barbier wäre so furchtsam, er würde davonlaufen. Den Teufel auch! der Kerl hat Muth und Knochen gleich dem ersten englischen Boxer, wie mein zerschlagener Kopf beweisen kann.» — «Der verwünschte Kellner,» sagte Sperber, «hat den unrechten hierher bestellt; ich habe zwar den Irrthum gleich bemerkt, allein der Fehler war nicht mehr zu repariren, zudem war ich bisher der festen Meinung, alle Barbiere liefen davon, wenn man nach ihnen schnappe, was nun, zu meinem Bedauern, freilich nicht der Fall ist.» — «Den Teufel auch!» rief der Barbier im Gefühl des Sieges, «ich laufe vor keiner geballten Faust, geschweige denn vor einem schiefen Maul, und halte viel darauf, den ersten Streich zu führen.» «Genug,» nahm der Britte das Wort, indem er sich mit Hülfe seines Siegers das Blut abwischte,

«ich erkläre Sie für einen so wackern Barbier, wie je einer in den drei vereinigten Reichen den Bart abnahm. Jetzt legen Sie mir nur geschwind einige Pflaster auf die Wunden, die ich Ihrer Tapferkeit verdanke. Stecken Sie hier diese wohlverdiente Guinee ein, und lassen Sie uns dann in altem Rheinwein jeden Groll ersäufen.»

Der Barbier fand den Vorschlag annehmbar, und erzeigte sich beim Becher nicht minder wacker, als im Faustkampf; dabei regalirte er mit Erzählung einiger Hauptraufereien, aus denen er sich nicht unrühmlich gezogen hatte. Sperber dolmetschte treulich, und der Engländer fand in den Erzählungen seines Siegers gar nichts Uebertriebenes; er rühmte noch mit lallender Zunge die kunstgerechten Püffe seines Gegners. Erst spät trennten sie sich, alle drei wohl behaarbeutelt, und beim Abschied bat der Barbier den Britten, vorlieb zu nehmen, und verließ mit Sieg gekrönt und reich belohnt den Wallfisch. Sperber aber war der Fröhlichste im Kleeblatt. «Ein königlicher Spaß!» rief er einmal über das andere, als er diesmal, zur Verwunderung der Nachbarn, ungewöhnlich spät nach Hause taumelte.

Eben dieser Sperber kaufte eines Tages eine Fuhr Holz und ließ solche vor seinem Hause ab-

laden. Müde und matt von der drückenden August-Hitze trat der Holzbauer in Sperbers Zimmer, um sein Geld in Empfang zu nehmen; gutmüthig ließ ihn Sperber in dem Armsessel Platz nehmen, setzte ihm ein Glas Kümmel und Brod vor, und zählte nun das Geld auf. Vergnügt strich der Bauer die schönen Sechsbätzner ein, eben so vergnügt schlürfte er das zweite Glas Schnapps aus, und fühlte schon die Wirkung des Genossenen, als ihm der freigebige Sperber ein drittes Glas einschenkte. Als aber auch dieses den Weg seiner Vorgänger gemacht hatte, konnte sich das Bäuerlein des Schlafes nicht länger erwehren; er streckte sich bequem in seinem Lehnsessel aus und schnarchte bald aus allen Registern. Sperbers bekannte Laune erwachte; er ließ das Fuhrwerk des Bauern im nächsten Gasthause einstellen, empfahl seinen Leuten möglichste Stille, und ging nun zu seiner gewöhnlichen Vormittags-Gesellschaft im Wallfisch. Bei seiner Zurückkunft, um zwölf Uhr, schnarchte der Bauer noch sanft und süß, wie vor zwei Stunden.

Gleich nach dem Mittagessen ließ Sperber die Fensterladen schließen, Lichter anzünden und in einer Ecke des Zimmers Betten auf die Erde hinlegen; er selbst, im Schlafrock und Nachtmütze, saß, mit einem Buche in der Hand, am Tische. Die Haushälterin nebst der Magd hatten Befehl,

sich schläfrig zu stellen, sobald der Bauer erwachen würde. Nach einer Viertelstunde dehnte sich dieser wirklich im Lehnsessel, rieb die Augen und blickte, beide Arme auf die Sessellehnen gestemmt, verstört umher. Sperber sah unverwandt in sein Buch, die Frauensleute nickten. «Ja, was Teufel!» brach der Bauer jetzt los, «ich will doch nicht hoffen —» — «daß es Nacht ist?» lachte Sperber: «Dem ist so! Er hat so sanft und fest geschlafen, daß ich mir ein Gewissen gemacht hätte, ihn aufzuwecken. Eben habe ich meinen Abendsegen gelesen; wir gehen nun zu Bett, und er schläft diese Nacht in meinem Hause; sieht er, dort hab' ich ihm schon seine Lagerstätte bereiten lassen.» — «Aber meine Ochsen, mein Wagen?» — «Die hab' ich im Hirschen eingestellt. Er sieht, daß ich in allen Stücken Sorge für ihn getragen habe.» — «Aber mein Weib! was wird die sagen, wenn ich erst morgen nach Hause komme?» — «Nun, die wird sich schon beruhigen, wenn sie ihren Mann und die Ochsen gesund wiedersieht,» tröstete Sperber. «Doch wir plaudern hier, meine Weibsleute wollen zu Bett, ich will auch schlafen gehen; hurtig zieh' er sich aus und leg' er sich auf's Ohr! Da, trink' er noch ein Glas Schnapps zum Schlaftrunk, und jetzt frisch ausgezogen!» Ganz schlafdämlich zog der verdutzte Bauer Kittel, Brustlatz und Stiefel aus, stürzte

seinen Schnapps hinunter, wünschte dem Hausherrn eine gute Nacht, streckte sich auf das Bette hin, und in ein paar Minuten schnarchte er stärker als vorher.

Jetzt ließ Sperber die Laden wieder öffnen, die Lichter auslöschen und die gewöhnlichen Geschäfte des Tages vornehmen. Etwa nach einer Stunde weckte er den Bauer auf. «Freund!» rief er, «ihr seyd aber doch auch eine gewaltige Schlafmütze; es ist schon wieder drei Uhr Nachmittags; ihr habt jetzt in einem Strich fast neunundzwanzig Stunden geschlafen; macht nun, daß ihr nach Hause kommt.» — «In meinem Leben,» betheuerte der ganz verblüffte Bauer, indem er in die Kleider fuhr, «habe ich noch nicht so lange geschlafen. Bin nur begierig, oder eigentlich nicht begierig, was meine Frau sagen wird.» Und nun bedankte er sich bei Sperbern für Nachtquartier und Schnapps, und eilte in den Hirschen zu seinen wackern Ochsen.

Hatte er dort von seiner Langschläferei erzählt und wurde er darüber tüchtig ausgelacht, daß er vier Stunden Schlafs für neunundzwanzig derselben gehalten — genug, als er an Sperbers Hause vorbeifuhr und diesen am Fenster erblickte, drohte er mit der Peitsche, schnitt ein Galgengesicht und hieb dann grimmig auf seine Ochsen los.

Wenn zu Zeiten der Reichsstadt Nürnberg ein peinlicher Gerichtstag gehalten werden sollte, so mußte einige Wochen vorher eine eigene Commission, den Peuntherrn an der Spitze, das Hochgericht in Augenschein nehmen und dort an Ort und Stelle die nöthigen Reparaturen oder allenfallsigen Vorrichtungen anordnen. Dadurch, daß die Bauherren den Galgen und Rabenstein betraten, wurden diese verrufenen Orte, nach den damaligen Begriffen und Ausdrucke: «ehrlich gemacht;» denn ohne diesen Akt würde kein Zimmermann oder Maurer Hand angelegt haben.

Einst wurde der Galgen auf diese Weise untersucht; im Gefolge der Commission befand sich auch der Scharfrichter mit seinem Gehülfen, der Löwe genannt. Der Peuntherr, indem er auf den Balken zeigte, an welchen der Delinquent gehängt werden sollte, wandte sich an die Gewerke mit der Frage: «Wird der Balken auch noch den Kerl tragen?» — «O, hochfreiherrliche Gnaden, der trägt uns Alle noch!» antwortete vorlaut der Löwe.

Wenn bei gewissen Zeitverhältnissen die Bürger den Wachtdienst versehen mußten, so versammelte sich die Mannschaft früh, eine Stunde vor dem Garaus (Eins gen Tag), bei der Schau, auf der Stelle, wo jetzt die Hauptwache ist, marschirte

von dort über den Herrnmarkt, am schönen Brunnen vorbei, die jetzige Rathhausgasse hinauf nach der Hauptwache, die damals unter dem Fünferhause, im Locale der jetzigen Suppenanstalt, war.

Einst mußte die Bürgerschaft zur Winterszeit den Wachtdienst versehen. Die Mannschaft hatte sich nach und nach in dem warmen Zimmer des Schaugebäudes versammelt und kaute noch in beiden Backen an den Resten eines ergiebigen Frühstücks, da schlug es den Garaus, und der Feldwebel rief zum Aufstellen. Inzwischen war ein fürchterliches Glatteis geworden, es war nicht möglich die Mannschaft zum Stehen zu bringen; die eine Hälfte lag immer am Boden, während die andere auf dem glatten Pflaster gaukelte und sich nur mit Mühe aufrecht erhielt, selbst der Feldwebel verlas meist am Boden liegend seine Compagnie, und der Lieutenant hielt sich am Trommelriemen des Tambours fest; jedoch, es mußte abmarschirt werden. Nach vielen halsbrechenden Versuchen standen endlich die Bewaffneten wie Kartenblätter an einander gelehnt mit zitternden Knieen da; ein leiser Luftzug hätte den ganzen Phalanx umgestürzt. Da erscholl aus des Lieutenants Munde das Commandowort: «Marsch!» und platsch! wie ein Mann saß die ganze Wachtmannschaft auf dem Hintern. Durch den Stoß war dem Tambour die Trommel herabgefallen und

tanzte nun auf dem abhängigen Pflaster bis an das Rathhausgäßchen, wo einige Steine ihren weiteren Fortschritten ein Ziel setzten. Einigen jungen, verwegenen Bürgern gelang es indeß, nicht ohne Gefahr, das hohle Ungethüm wieder herbeizuholen. Für die Mannschaft war es übrigens keine geringe Aufgabe, wieder auf die Füße zu kommen; Einer hielt sich an dem Andern; Einer riß den Andern zu Boden. Endlich war das Ganze, wohl und übel, wieder rangirt. Ein zweiter Versuch lief nicht besser ab, denn das Pflaster war gegen das Rathhaus hin sehr abschüssig. Auf das Commando: «Marsch!» entstand ein Trippeln, das sich bald in einen steifen Trab verwandelte, der so lange währte, bis die ganze Wachparade mit den Nasen an der Mauer des Rathhauses stand. Einer hatte den Andern mit fortgerissen; der Lieutenant hatte den Hauptstoß erhalten und hing breit gedrückt an der Mauer. Aber jetzt standen sie auch wie störrige Böcke; kein Bitten, kein Flehen ihres Officiers konnte die Widerspännstigen bewegen; sie erklärten laut, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis das Glatteis verschwunden sey. — Einem ganz jungen Manne, einem angehenden Bürger und Meister, war es vorbehalten, die streitenden Parteien endlich zu vereinigen und durch ein einfaches Mittel die Mannschaft unbeschädigt an das Ziel ihrer Bestimmung zu brin-

gen. Er ließ nämlich den Freireiter einen Sack mit Sand umhängen und, vor dem Officier hergehend, Bahn streuen, während die Mannschaft, Mann hinter Mann, diesen rauhen, aber sichern Pfad betrat, und so, einige Gaukler abgerechnet, im ruhigen Caravanenschritt am Ziele anlangte. — Die Spötter jener Zeit nannten zwar diesen Sandweg «die Bahn der Ehre,» die Ernstern aber meinten, jene Braven hätten für den gefahrvollen Morgen eine Auszeichnung verdient. Waren auch die Meinungen getheilt, so blieb doch die Geschichte lange Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung in allen Gesellschaften.

Ein Paar Zwillingsbrüder, Leonhard und Christoph, Knopfmacher ihres Gewerbes, lebten nach dem Tode ihrer Aeltern als dreißigjährige Junggesellen zusammen. Obwohl durch Natur und Kunst auf das innigste verbunden, wichen sie doch in Leidenschaften und Ansichten auffallend von einander ab. Leonhard war ruhig, träge, bedächtig; Christoph hingegen lebhaft, unruhig, durchgreifend. Bei zwei so verschiedenen Charakteren, die Zimmer, Tisch und Bette gemeinschaftlich hatten, konnte es an unangenehmen Auftritten nicht fehlen. Wenn Leonhard bei der Arbeit sang, so fing Christoph an zu pfeifen; wollte dieser Erbsen kochen, so be-

stand jener auf Linsen; am Tisch und im Bette kehrten sie sich den Rücken: nur an dem Tage, wo der Miethzinns gezahlt werden sollte, vereinigten sie sich in der Ansicht, daß dieser Tag in drei Monaten der schlechteste sey.

Eines Tages brachte Leonhard ein Spanferkel nach Hause. Er hatte es, trotz der Widersprüche Christophs, zum nächsten Sonntagsbraten bestimmt und alle Vorkehrungen dazu getroffen, als er, im Auftrage eines guten Freundes, eine Reise von einigen Tagen unternehmen mußte. Das Geschäft war lohnend, litt aber nicht den geringsten Aufschub; Leonhard empfahl also seinem Christoph die Pflege des Spanferkels und machte sich auf den Weg.

Als er am vierten Tage zurückkam, fiel sein erster Blick auf den alten Gänsestall, die Wohnung seines Spanferkels; dieses aber war verschwunden, und er ahnete nichts Gutes. Er trat in die Stube, aber kein Christoph war da; auf dem Tische lagen einige Knochen neben einem Teller, dabei stand mit Kreide geschrieben: «Dein Spanferkel war delikat. Lebe wohl, ich gehe nach Amerika. Christoph.» — Leonhard stand vernichtet, nicht über den Verlust des Bruders, sondern über den des Spanferkels. Er sandte dem Mörder einige brüderliche Verwünschungen nach und bemühte sich, den Streich zu vergessen, was ihm

aber nie gelang. Christoph hatte sich wirklich bei der hessischen Werbung zu Wöhrd unter ein nach Amerika bestimmtes Jäger-Bataillon anwerben lassen. So viel erfuhr Leonhard, und wünschte dem ungetreuen Bruder, daß er von den Amerikanern für ein Spanferkel angesehen werden möchte.

Vierzig Jahre waren vergangen. Der Greis Leonhard saß eines Tages in seinem Stübchen, das er mit einer alten Wittwe theilte, als man an die Stubenthür klopfte. «Herein!» näselte die Alte. Die Thür öffnet sich, ein alter, eisgrauer Soldat tritt herein, Fragmente einer Uniform bedecken nothdürftig den langen, hagern Körper, seine Augen heften sich forschend auf den alten Leonhard, rasch tritt er jetzt auf ihn zu und reicht ihm die Hand mit den Worten: «Grüß' dich Gott, Leonhard! Ich bin der Christoph, und komme aus Amerika.» Leonhard blickt verstockt auf den Boden und schweigt. «So gieb mir doch nur die Hand!» fährt der Soldat fort. «Walst mer g'wieß mei Spohsau g'fress'n haust?» war des unversöhnlichen Leonhards Antwort; denn nach vierzig Jahren war die Kränkung noch nicht vergessen.

Diese Hartnäckigkeit Leonhards sprach sich oft auf die lächerlichste Weise aus. So blieb er einst mit der Tasche seines einzigen übel berathenen Rok-

kes an der Thürklinke hängen; eine leichte Bewegung rückwärts hätte ihn losgemacht; nein, er riß ungestüm durch, das mürbe Tuch gab nach, und in zwei Fetzen hing der Rockschooß da. «Aber du durftest dich ja nur gehörig losmachen,» bemerkte ein guter Freund. «Ih waß scho, ober ih gieb halt niht nauch!». war des eigensinnigen Leonhards Antwort.

Leonhard war ein eingefleischter Nürnberger, an allem, was seine Vaterstadt betraf, nahm er den wärmsten Antheil; aber auch diese lobenswerthe Theilnahme wurde bei ihm zum Zerrbild. Als in den neunziger Jahren sich die Franzosen Nürnberg näherten, wurden die in der Spitalkirche aufbewahrten Heiligthümer, so wie die Reichsinsignien, nach Wien gebracht. Dieses Fortschaffen geschah in der Stille, und viele Leute, unter diesen Leonhard, wußten nicht, wohin die genannten Gegenstände gebracht worden. Unser Patriot ging jetzt Tage lang einsam und seufzend umher, er besuchte den Bleiweißgarten nicht mehr, und gab auf alle Fragen deßhalb nur halbe Antworten, man hörte ihn oft mit sich selbst reden, zuletzt ging er gar nicht mehr aus. Seine besorgten Freunde besuchten ihn jetzt und verlangten die Ursache seines Grams zu wissen. «Waß mer denn,

wou die Krouh iß?» platzte der Besorgte heraus.

Einem guten Freunde, der den Leonhard beim Ausbruch des ersten österreichisch-französischen Krieges um seine Meinung über die Folgen dieses Krieges fragte, gab er im größten Ernste die Antwort: «Dös werd a bäißa Wäsch göb'n, denn in Bleiweißgart'n senn's verdammt afbroacht!»

Als bei dem sogenannten Losungsschwören das Gemurmel der versammelten Bürgerschaft zu laut wurde, winkte der Losunger einen Stadtknecht herbei und sagte: «Macht doch, daß die Leute schweigen!» — «Die löblih Burgerschaft soll's Maul halt'n!» schrie der Beauftragte über die Menge hin.

Bei derselben Gelegenheit drängte die Menge dergestalt auf die Losungsherren hin, daß sich diese, bei der ohnehin warmen Jahreszeit, vor Hitze nicht zu lassen wußten. «Macht doch,» sagte einer derselben zu dem hinter ihm stehenden Stadtknecht, «daß die Leute ein wenig zurücktreten, es ist ja vor Hitze nicht auszuhalten!» — «Die löblih Burgerschaft,» schrie der Mann, «soll a weng

z'ruck göih, die gnädinga Herr'n schwitz'n jo wöi die Säu!»

Das sogenannte Stechen ist eine besondere, nur Nürnberg eigene Art Rauferei, bei der man mit der Faust die Augen des Gegners zu treffen sucht. Unwillkührlich wird man bei diesem rohen Kampf an das Augenausdrücken der Brasilianer erinnert. Die immer fortschreitende sittliche Bildung des Volkes hat diese Abscheulichkeit so ziemlich verdrängt, und nur noch die Fäuste einiger alten Nürnberger haben diese Fertigkeit aufbewahrt.

Ein berühmter englischer Boxer, der schon in den meisten Hauptstädten Deutschlands seinen Gegnern Rippen zerbrochen und Hirnschädel eingeschlagen hatte, hörte irgendwo von dieser besondern Nürnbergischen Kampfart erzählen; sein Boxerstolz, seine Rauflust erwachte, und auf der Stelle reiste er nach Nürnberg ab, wo er im Gasthofe zum rothen Roß einkehrte. Der deutschen Sprache ziemlich mächtig, erkundigte er sich bei seinem Lohnbedienten sogleich nach den vorzüglichsten Raufern. Der Mann nannte ihrer verschiedene, bezeichnete aber einen gewissen Rothschmieds-Drechsler, wegen seiner unansehnlichen Figur der Quack genannt, als einen Virtuosen der Stechkunst. Der Engländer verlangte den Mann zu sehen, und der

Lohnbediente eilte sogleich nach der Drechselmühle, wo er den Quack mit dem Wunsche des brittischen Raufbahns bekannt machte und ihm die Aussicht auf eine ehrenvolle und glänzende Balgerei eröffnete. Kaum hatte der Rothschmied vernommen, daß es sich hier um die Ehre einer vaterländischen Kunst handele und ein Engländer zu bearbeiten sey, als er auf der Stelle sein Werk stehen machte und mit dem Lohnbedienten fortging.

In der nächsten halben Stunde stand der kleine Quack vor dem großen, breitschultrigen Engländer, der, fast beleidigt, daß man ihm einen solchen Knirps vorgeführt, an diesen die Frage richtete: «ob er sich denn wohl getraue, mit ihm einen Gang zu machen?» — «Worum niht,» war Quacks kecke Antwort, «döi Grauß'n und Brat'n senn gout z' treff'n.» — Sogleich wurde Anstalt gemacht und das Zimmer des Engländers zum Kampfplatz bestimmt; die übrigen Gäste standen als Kampfzeugen an den Wänden umher, und Alle blickten in gespannter Erwartung auf die beiden ungleichen Kämpfer.

Der Engländer zog mit einer gewissen Feierlichkeit seinen Rock aus, streifte die Hemdärmel auf, und ließ ein Paar Athleten-Arme sehen; Quack warf gleichgültig seinen Zipfelpelz ab, streifte gleichfalls die Hemdärmel zurück, und ein Paar

schlecht geformte, aber sehnichte Arme wurden sichtbar. Beide Theile kamen überein, daß Jeder nach seiner Landesweise kämpfen könne, sich jedoch blos der unbewaffneten Faust bedienen dürfe — und nun begann der Kampf.

Der Engländer, offenbar im Vortheil der überlegenen Körperkraft, zog den Kopf ein, ballte die Fäuste und rannte wie ein wüthender Stier auf seinen Gegner ein; rasch sprang dieser aus der Angriffslinie, der Boxer schoß vorbei und erhielt bei dieser Gelegenheit einen solchen nachdrücklichen Stich von unten herauf, daß er taumelnd und blutend an die Wand rannte. Quack hatte den Stich mit dem Motto: «Gout'n Moring!» begleitet, und stand schon wieder in Position, einem zweiten Angriff zu begegnen.

Dem Engländer rann das Blut stromweis aus der Nase; vergebens bemühte er sich, die schon verschwellenden Augen klar zu wischen. Wüthend rannte er nun zum zweiten Male auf seinen Gegner an, der diesmal den schon halb Betäubten von vorne mit einem solchen fürchterlichen Stich begrüßte, daß der Getroffene sinnlos zur Erde stürzte. «Gouta Noacht!» sagte Quack mit der größten Ruhe und fuhr in seinen Pelz. Der Kampf war geendet und entschieden.

Mit Essig und Wasser behandelte jetzt, kunstgerecht, der Sieger seinen Ueberwundenen; bald

war dieser auch wieder auf den Beinen. Das Erste war, daß er seinen Sieger im Schafpelz umarmte, und dann Wein bringen ließ. «God damn!» rief er aus und stieß mit dem kleinen Quack an, «Ihr seyd ein Boxer, der ein Engländer zu seyn verdiente!» Quack erklärte jedoch ganz trocken, daß er mit der Ehre, ein Nürnberger zu seyn, schon sehr zufrieden wäre. «Nun reut es mich doch nicht,» fuhr der Britte fort, «über Nürnberg gereist zu seyn. Das ist mir noch nirgend geboten worden! Das ist der glücklichste Einfall, der je in diesem Kopfe entstanden!» Hier hielt er einige Augenblicke diesen Kopf, denn die Folgen jenes glücklichen Einfalls fingen bereits an fürchterlich zu brennen. «Ihr solltet mit mir nach England gehen,» fuhr er dann wieder fort, «und dort Proben eurer Geschicklichkeit ablegen; denn der bloßen Erzählung werden meine Landsleute keinen Glauben beimessen.» Quack dankte zwar für die angebotene Ehre, machte sich aber anheischig, allen Engländern, die er ihm schicken würde, genügende Proben seiner Geschicklichkeit zu geben. — Noch manche Flasche Wein wurde ausgestochen, bis endlich Quack seine Pfeife anbrannte, dem Engländer die Hand drückte und mit den Worten: «Nix für ungout!» Abschied nahm.

Beim Aufstellen einer Bürger-Compagnie drückte sich ein Mann heimlich aus dem vordern Gliede, und stellte sich weiter unten ins hintere Glied. Der Feldwebel bemerkte dies willkührliche Manoeuvre und verlangte, er solle wieder seinen angewiesenen Platz einnehmen. «Herr Feldwebel,» war die Ausrede des Zurechtgewiesenen, «neber Den dau iß niht gout stöih, denn wenn mer mit den a bißla bekannt werd, nau g'winnt er an gleih z' G'vattern. In seiner Nachberschaft iß er scho rum, öiz kummt er über seih Cumpanie; vur'n Jauher haut er scho sein Neb'nmoh g'wunna, öiz kummt er über mih. — Moring bach'n mer! Ih steih gout dauhint'n.»

Noch vor funfzig Jahren trugen die ehrbaren Bürger von Nürnberg grüne Sammethauben mit einer Verbrämung oder Besatz von Fischotterpelz; eine solche Haube kam, nach Beschaffenheit des mehr oder minder schönen Pelzes, auf zwölf bis funfzehn Gulden zu stehen. Vorzugsweise waren sie bei Bäckern und Pfragnern beliebt, und wohlgenährte kirschrothe Gesichter blickten zuversichtlich aus dem braunen, glänzenden Fischotter.

Den Bäcker W. hatte seine Frau mit einer solchen Sammethaube ersten Ranges zu seinem Geburtstage beschenkt. Schon den ganzen Tag

hatte er, zum Verdrusse seiner neidischen Nachbarn, unter der Hausthüre paradirt; bald spielte er mit der seidenen Troddel des Prachtstücks, bald strich er seinen glänzenden Balg, oder ließ es auf dem emporgehaltenen Zeigefinger tanzen.

Nun wurde es aber dunkel; der Bäckerladen wurde geschlossen, und nur ein kleines, in dem großen Laden angebrachtes Thürlein, eben groß genug, um den Kopf hindurchschieben oder mit der Hand hinauslangen zu können, blieb offen. Da klopfte es noch spät auf der Auslage; unwirsch fuhr der Bäcker, die Staatshaube noch immer auf dem Kopfe, durch das Lädenlein mit der barschen Frage: «Wos will mer?» — «Seih Hab'n!» war die lakonische Antwort, von einem kecken Griff begleitet, und — die Sammethaube war verschwunden.

Auch in den Thüren einiger Spezereiläden waren solche kleine Lädenlein angebracht, durch welche die Spätlinge oder Kreuzerkunden abgefertigt wurden; aber immer brauchte man die Vorsicht, sich das Geld zuerst geben zu lassen, ehe das Verlangte hinausgereicht wurde, weil im entgegengesetzten Falle schon oft der Kundmann mit Waare und Geld davongelaufen war, oder dem Krämer etwas in die Hand gedrückt hatte, was diesem nicht sehr angenehm seyn konnte.

Der Geist der Neckerei, ein Erbtheil der Väter, übte sich unter andern auch an dem Gewürzkrämer X. Gewöhnlich wurde noch einmal angepocht, wenn er sein kleines Lädenlein schließen wollte, und die bösen Buben ergötzte es nicht wenig, wenn X. unter Brummen und Knurren um zwei Pfennige Pfeffer oder Schnupftabak herauslangen mußte; aber der alte Fuchs rächte sich für diese Neckereien durch knappes Gewicht oder schlechte Waare, und trieb es so arg, daß endlich von seinen Plagegeistern eine exemplarische Züchtigung über den Betrüger verhängt wurde.

Eines Abends spät saß X. in seinem Ladenstübchen und sortirte Geld, da klopfte es am Laden. Der Gewürzkrämer öffnete brummend das Thürchen mit der ewig stehenden Frage: «Wos will mer?» — «A Lauth Rappee!» war die Antwort einer weiblichen Stimme. Der vorsichtige X. steckte die Hand hinaus, um das Geld in Empfang zu nehmen; da packten zwei rüstige Hände die seinige, und eine frische Weidengerte bearbeitete die betrügerischen Finger des Krämers dergestalt, daß dieser vor Schmerz wie ein Löwe brüllte. Vergebens strebte er, sich loszumachen, bis es endlich den Schelmen draußen gefiel, loszulassen und davonzulaufen.

Daß es in einer alten Reichsstadt nicht an Gespenstern, Hexen, Poltergeistern fehlen konnte, wird man sehr begreiflich finden. In allen Kirchen, auf allen Kirchhöfen und andern unheimlichen Plätzen, in allen alten Häusern ging es um (spukte es). Die Aeltern unterhielten ihre Kinder mit Gespenstergeschichten aus eigener Erfahrung, oder aus den Sagen der Großmütter und Basen, und da mündliche Ueberlieferung, zumal aus dem Munde der Aeltern, kräftiger wirkt, als alle philosophischen Beweise, so wurden denn auch hier alle Gründe der gesunden Vernunft mit dem Argument: «Mein Vater, meine Mutter hat es erzählt, hat es gesehen!» zu Boden geschlagen.

In dem fünf Stock hohen, alterthümlich gebauten Hause eines wohlhabenden, rechtlichen Bürgers, und zwar in der Küche des ersten Stocks, erhub sich einst gegen Mitternacht ein fürchterliches Gepolter, Becken und Schüsseln klirrten am Boden, Töpfe krachten in Stücken, ungeheure Schläge, wie sie keine Menschenfaust führen kann, geschahen gegen die Wand und die verschlossene Küchenthüre. Der Meister, dessen Schlafkammer, in welcher er mit seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern schlief, nur durch eine Wand von der Küche getrennt war, erwachte nebst den Seinen augenblicklich. Mit einem Sprung waren die Töchter bei ihren Aeltern im Bette, und das Beten

und Gewinsel der drei Weiber verschlang des Vaters Stoßseufzer. Der Lärm wurde immer ärger. Ueber die Ursache und Natur desselben waren Aeltern und Kinder sogleich einverstanden: irgend ein verschworener (gebannter) Unhold, dessen Zeit abgelaufen, und der die nun wieder erlangte Freiheit so recht satanisch ausgelassen feiern wollte, trieb diesen höllischen Lärm. Jetzt erfolgte ein fürchterlicher Schlag gegen die Wand, und mit einem Satz, Sitte und Anstand vergessend, sprangen alle Viere aus dem Bette, und standen nun, auf einen Klumpen zusammengedrängt, in der Mitte der Kammer. Die Mutter ermannte sich zuerst; ohne ihre Stellung zu verlassen, stimmte sie ein geistliches Lied an, die Andern fielen ein, und bald war das Quartett in vollem Gange; aber der höllische Polterer schien keine Notiz davon zu nehmen, mit jeder Minute wurde der Lärm ärger.

Vier Gesellen und eine Magd schliefen im fünften Stock des Hauses; auf diesen Hülfstruppen beruhte des Meisters letzte Hoffnung. In den Zwischenräumen des Lärms hielt er das Ohr an die Thüre, um die Schritte der Hülfebringenden zu vernehmen; vergebens, Todtenstille war dort oben. Drang der Lärm nicht hinauf, oder hielt schimpfliche Furcht die sonst Getreuen zurück? — Das Letzte war der Fall.

Zwar waren die wackern Gesellen von dem Lärm erwacht, aber anstatt aufzustehen und auszurücken, hatten sie vielmehr ihre Kammerthüre mit Bettstätten, Tisch und Stühlen verbarrikadirt, und der älteste Geselle bewies seinen Kameraden, daß sie zwar zur Arbeit, keineswegs aber zum Teufelfangen da seyen, und daß es am Ende doch immer besser sey, wenn einem alten Meister, als einem jungen Gesellen der Hals gebrochen würde. Er wollte eben noch mehr verfängliche Reden ausstoßen, da ermannte sich ein Geselle aus Lauf, trat mit beschwörendem Tone unter seine Kameraden und stellte ihnen die unausbleibliche Schande vor, wenn sie aus Feigheit den Meister in dieser Prüfungsstunde verließen. Er ließ ihnen merken, daß der Verlassene sie dann morgen auf der Stelle entlassen dürfte; schließlich fügte er zu ihrem nicht geringen Troste hinzu, er habe auf seiner Wanderschaft von einem Schlotfeger gewisse Segenssprüche und Gebete erlernt, die auch den ärgsten Teufel ins Bockshorn jagen könnten. Genug, des Laufers Beredsamkeit siegte; unter seinem mächtigen Schutze ließ sich schon allenfalls mit dem Teufel anbinden; zäh und lahm schlüpfte aber gleichwohl die junge Mannschaft aus dem Bette in die Hosen und griff nach den Stöcken.

Der Laufer stellte seinen Phalanx auf, setzte sich an die Spitze, und unter beständigen Kreuz-

hieben in die Luft bewegte sich der Zug zur Thüre hinaus; doch um ein Haar hätte sich die furchtsame Rotte getrennt, als ihnen aus der nächsten Thüre eine weiße Gestalt entgegentrat. Der ganze Zug erhielt einen elektrischen Stoß, der, wie es schien, vom Anführer ausging. Zum Glück klärte sich die Sache noch zu rechter Zeit auf. Die Schrekkensgestalt war die Magd; auch sie hatte den Lärm vernommen, und wollte sich jetzt der Masse anschließen. Der Laufer theilte sie ins Mitteltreffen, weil dort ihr Liebhaber stand, und nachdem er seinem Corps fest eingebunden hatte, ja die Fronte vom Teufel nicht aufrollen zu lassen, bestimmte er, für den möglichen Fall einer allgemeinen Flucht, zum Wiedervereinigungsort den Taubenboden, weil man aus Erfahrung wisse, daß der Teufel vor dieser Gattung Lokalität entschiedene Abneigung habe, also dort von seiner Verfolgung weiter nichts zu fürchten sey.

Inzwischen war der Teufelslärm in der Küche zu seinem Culminations-Punkte gediehen, alles mußte dort in Trümmern liegen; die Schläge an die Wand und Küchenthüre wurden immer heftiger. Da ermannte sich der Hausherr, denn etwas mußte doch geschehen. In einer kurzen, aber eingreifenden Rede bewies er der zitternden Familie, wie sein Recht als Hausherr selbst von dem Teufel respektirt werden müsse, und wie er entschlos-

sen sey, unterstützt von den Seinigen, dem Bösen entgegenzutreten; und nun nahm er eine Hauspostille und las daraus mit lauter Stimme ein Gebet gegen Poltergeister ab. Jetzt aber wuchs der Lärm zum Ungeheuern an, und weise bemerkte der Hausvater, daß er wahrscheinlich dem Teufel warm gemacht habe, der nun seinem Unmuth durch verstärkten Lärm Luft mache.

Inzwischen mochte er doch des Poltergeistes Unwillen nicht aufs höchste treiben; er machte daher das Buch zu und langte, zum größten Schrekken der Seinigen, den Degen von der Wand herab; rasch riß er die Klinge, die so oft seiner braven Compagnie bei Aufzügen und Fahnenliefern vorangeblitzt hatte, aus der Scheide, mit festem Tritt schritt er auf die Thüre zu, Kraft von oben war ihm gekommen. An dem Leibgurt seines Schlafrocks hing die betende Gattin, an ihrem verdrehten Rocke die beiden Töchter, alle ein Licht in der Hand, denn strategisch hatte der Anführer das einzige Talglicht in vier Stücke zerschnitten, damit die möglichste Helle über den Kampfplatz verbreitet und nicht durch das Verlöschen des einzigen die ganze Truppe mir nichts dir nichts im Finstern rücksichtslos durchgewalkt werde, des Umstandes, daß der Teufel, als ein Fürst der Finsterniß, die vielen Lichter ohnehin scheue, gar nicht zu gedenken, und so, unter Anstimmung des Ver-

ses: «Weicht, ihr Trauergeister» rc., bewegte sich der Zug nach der Stubenthüre. Vorsichtig öffnete der Anführer und streckte seinen Degen voraus; mit freudigem Entzücken und erleichtertem Herzen erblickte er das Hülfscorps bereits auf dem Platz vor der Küche aufmarschirt. Der Laufer übergab das Commando sofort seinem Meister, der beide Truppen zusammenstieß und dann laut commandirte: «Freiwillige vor! Die Küchenthür geöffnet!» — Alles war stille, alle Köpfe zu Boden gesenkt, Keiner wollte Freiwilliger seyn. — Da trat die Magd vor. — Alle staunten die Heroine an, die ihrem Liebhaber den Stock aus der Hand riß und auf die Küchenthüre losschritt.

Fürchterlich tobte es jetzt in der Küche. Die kühne Catharine faßte den Drücker, und das ganze Hauptcorps hing breit an der Wand; der Anführer war hinter seiner Frau verschwunden, und nur die Spitze seines guten Degens züngelte dann und wann hervor. — «Leuchte!» herrschte die beherzte Dirne ihrem zitternden Liebhaber zu, und dieser streckte seinen Arm mit dem Lichte wie einen Wegweiser aus; rasch öffnete sie nun die Thüre, und — die schwarze Hauskatze, den Kopf in einem Milchtopfe steckend, rannte heraus. Alles hieb jetzt auf die behelmte Miez ein; ein tüchtiger Streich befreite sie von ihrer lästigen Kopfbekleidung, und pfuchzend fuhr die geängstigte Näsche-

rin durch das offene Fenster auf das Dach. — «Ja so!» sagte der Meister und zog sich mit einem Schafsgesicht zurück; die Frau beklagte die zerbrochenen Töpfe und Schüsseln, und nur der so eben bewiesene Muth ihrer Catharine hielt sie ab, diese, als die Veranlasserin des ganzen blinden Lärms, hart anzulassen; die Töchter kicherten, und die Gesellen gingen lachend wieder zu Bette.

Die ganze Sache bedarf keiner weitern Erklärung. Die Magd hatte vergessen, den Milchtopf wegzustellen, die Katze war darüber gekommen, hatte zu tief hineingesehen, und konnte nun den Kopf nicht wieder herausbringen. Die kluge Catharine stellte ihr Versehen, dessen sie sich augenblicklich erinnerte, mit dem Teufelslärm zusammen, und machte den richtigen Schluß, der Teufel könne niemand anders als die Katze gewesen seyn. — Ihr beherztes Benehmen machte sie zur Heldin dieser schaudervollen Nacht.

Niemand ging zur Nachtzeit gern über das sogenannte Studentenplätzlein, selbst bei Tage wurde es wo möglich vermieden, denn die abentheuerlichsten Spukgeschichten waren über diesen verrufenen Ort im Umlauf. Umgehen (spuken) mußte es freilich dort von rechtswegen, denn Selbstmörder, oder auch in Gefängnissen gestorbene Verbrecher,

wurden auf dem Studentenplätzlein eingescharrt, welches Geschäft von eigens dazu angestellten Leuten oft so nachlässig vollzogen wurde, daß nach einem Platzregen nicht selten Hände oder Füße der Begrabenen zum Vorschein kamen; dann rannten die Leute schaarenweise hinaus, und erkannten in dem scheußlichen Anblick das Strafgericht des Himmels. Gewiß ist es inzwischen, daß dieses Studentenplätzlein, zufolge seiner Bestimmung und seiner Lage an der Mauer des hintern St. Rochus-Kirchhofs, mit seiner einsamen, schweigenden Umgebung für jeden Vorübergehenden etwas Unheimliches hatte.

Einst in einer Winternacht, bei sehr strenger Kälte, wurde der Leichnam eines verstorbenen Züchtlings von zwei dazu bestimmten Männern auf einem Schubkarrn nach dem Studentenplätzlein hinausgefahren, um dort eingescharrt zu werden. Es war neun Uhr vorbei, als der Leichenkondukt ankam. Ehe die Männer sich aber daran machten, ein Loch in die tief gefrorene Erde zu graben, hielten sie, nach Art dieser Gattung Menschen, für gut, sich erst durch einen Schnapps zu erwärmen; sie legten daher den Leichnam, der in einem Sacke steckte, an die Mauer hin. «Den stiehlt kaner!» sagten sie lachend. Beim Schubkarrn konnte diese Voraussetzung trügen; sie nahmen ihn daher mit sich in die nahe Schenke.

Ein Betrunkener, der sich wahrscheinlich auf den Ställen, wo Bier und Branntwein geschenkt wird, seine Ladung geholt hatte, mochte den rechten Weg verfehlt haben, und taumelte jetzt, vergnügt vor sich hin brummend, über das Studentenplätzlein, indem er sich an der Mauer hintastete, deren Richtung er nur folgen durfte, um auf den sogenannten Kirchenweg zu kommen. Auf einmal stolperte er über den steifgefrorenen Mann im Sacke; mühsam hielt er sich an der Mauer. « No, wöi ohg'schmog! Wer ligt denn dau? » brummte er ärgerlich. Indem trat der Mond hinter den Wolken hervor und beleuchtete den Platz. « He, Kamerad! » fuhr er, schon wieder besänftigt, fort, « steih af, du derfröierst jo meinad dau! » Keine Antwort. Er rüttelte den Angeredeten — kein Lebenszeichen. — « No verdammt! » lachte der Trunkenbold, « ih hob scho an Fetz'n Brand, der haut ober noh an gräißern! Lauß dih ner afhieb'n, dau werst jo dertröt'n. » Mit den Worten packte er den bocksteifen Kameraden an, hob ihn nicht ohne Anstrengung auf und lehnte ihn an die Mauer; hier gab er ihm noch einige Verweise über sein sträfliches Trinken, rieth ihm, bei der gewaltigen Kälte, ja hübsch in seinem Mantel (dafür hielt er den Sack) stecken zu bleiben, und tappte sich dann wieder singend an der Mauer fort.

Etwa nach einer Stunde kamen die beiden Todtengräber gestärkt und erwärmt zurück, um ihr Geschäft zu beginnen; der Mond beleuchtete eben die Kirchhofmauer ihrer ganzen Länge nach, und folglich auch den nun angelehnten Kerl im Sacke. Wie vom Blitz getroffen, taumelten die Beiden zurück, machten, Dienst und Pflicht vergessend, linksum, und stürzten nach einigen Minuten todtenbleich und zitternd in die Schenkstube, wo viele ihrer Bekannten noch zechend saßen. Jeder wollte reden, und keiner vermochte es; endlich würgten sie denn doch mit kurzem Athem die schreckliche Geschichte heraus. Der laute Zweifel einiger Gäste, ob sie den Todten auch wirklich an die Erde gelegt, oder ihn nicht vielleicht selbst angelehnt hätten, veranlaßte beinahe eine Schlägerei; der Wirth stiftete jedoch Frieden, und erklärte die Beiden für wackere, besonnene Leute, die wohl wüßten, was sie thäten. Mehrere exaltirte Gäste erklärten sich nun sogleich bereit, an Ort und Stelle mitzugehen, und etwa zwanzig Mann, mit Stöcken und Prügeln wohl bewaffnet, und vorher noch durch eine Herzstärkung zu Helden erhoben, zogen aus gegen einen todten, steifgefrorenen Lumpen, der bei ihrer Ankunft natürlich noch immer an der Mauer lehnte und jetzt seinen Schlagschatten über den Weg hinwarf. Mit einer wenigstens zwanzig Schuh langen Stange stieß der Verwe-

genste der Truppe nach dem todten Spitzbuben, während die Andern mit hochgeschwungenen Prügeln dies kühne Manoeuvre deckten. — Der Sackmann fiel — und jetzt erst wagte man es, mit gehöriger Vorsicht näher zu kommen. — Die beiden Todtengräber fanden alles in Ordnung, nur das nicht, daß sich der Todte eine freiwillige Ortsveränderung erlaubt und sich an die Wand gelehnt habe. Schnell wurde er nun eingescharrt, um ein abermaliges Anlehnen unmöglich zu machen.

Die Sache wäre nie ganz klar geworden, hätte nicht jener Trunkenbold sein nächtliches Abentheuer mit einem Betrunkenen, wofür er noch immer den Todten hielt, an mehreren Orten und selbst in der erwähnten Schenke erzählt, und so, durch genaues Zusammentreffen der Zeit und anderer Umstände, den wahren Hergang außer allen Zweifel gesetzt.

In den vierziger Jahren lebte zu Nürnberg der Gewürzkrämer (Spezereihändler) Schwänzlein mit seiner Gattin seit dreißig Jahren in kinderloser Ehe. Er war ein sehr wohlhabender, rechtlicher Mann, und würde, bei seinem sehr lebhaften Geschäfte, auch glücklich gewesen seyn, wenn nur nicht der fatale Name seine Zufriedenheit alle Augenblicke gestört hätte; so aber mußten er und seine Frau in ihrem Laden des Tages wohl hun-

dertmal hören: « Herr Schwänzla, a Kandisla Tobak! Fra Schwänzli, a Lauth Pfeffer! » — Wenn dann die beiden Eheleute süßsaure Gesichter schnitten, so war das für die bösen Buben ein Hauptgaudium, und sie ermangelten nicht, beim Weggehen abermals ihr: « Ade, Herr Schwänzla! Ade, Fra Schwänzli! » hören zu lassen.

Endlich aber wurde Schwänzlein toll, und da man in einem solchen Zustande nicht die klügsten Entschlüsse faßt, so entschloß sich denn auch Herr Schwänzlein, alles aufzubieten, um den fatalen Namen um jeden Preis los zu werden, und darüber mit seiner Frau einverstanden, übergab er die Sache einem Advokaten, der ihm den besten Erfolg verhieß. Und wirklich erhielt Schwänzlein nach einigen Wochen einen Rathserlaß, nach welchem der verhaßte Name gerichtlich auf ewige Zeiten für todt und verschollen erklärt wurde; seine bisherigen Besitzer entsagten darin allen ferneren Ansprüchen auf diesen Namen. Aus dem Schwänzlein wurde das W herausgenommen, und sonach Schänzlein daraus gemacht, der ganze Akt aber amtlich zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

So weit hatte der neue Herr Schänzlein seinen Wunsch erreicht. Aber auf welche Weise nun im Volke eine alte Angewöhnung besiegen, gegen welche kein ernstliches Einschreiten stattfinden konnte? Wie die Spaßvögel gewinnen, die sich stets

und immer damit entschuldigen konnten? — Wenn ein Käufer jetzt in den Laden trat, der das Wort «Schänzlein» stark und deutlich betonte, ein solcher empfing, außer vorzüglicher Waare, auch reichliches Maaß und Gewicht, und ein freundliches Gesicht noch obendrein. Der wohlfeile und herrliche Rauchtabak Schänzleins trieb den jungen Leuten, als den gefährlichsten Gegnern, alle Neckerei aus dem Kopfe; die Kinder wurden mit Rosinen und Mandeln bestochen, die Mägde durch die Freundlichkeit des Herrn und der Frau Schänzlein gewonnen — genug, was kein Gesetz vermocht hätte, gelang dem wohlberechneten Benehmen des nun höchst vergnügten Gewürzkrämers; seine Freigebigkeit und übrigens bürgerliche Rechtlichkeit hatten ihm nach ein paar Jahren alle Parteien gewonnen, und der Name Schwänzlein schwand nach und nach ganz aus der Erinnerung.

Zwei Jahre danach lief an den Magistrat zu Nürnberg ein Schreiben aus Douai in Flandern ein. In diesem Brief wurde der Caspar Schwänzlein zu Nürnberg aufgefordert, die Verlassenschaft seiner Vater-Schwester in Empfang zu nehmen; wäre er aber nicht mehr am Leben, so solle, nach dem ausdrücklichen Willen der Erblasserin, das ganze Vermögen von 200,000 Gulden in Flandern bleiben und dort an milde Stiftungen vertheilt werden.

Aber ach! ein Schwänzlein war nicht mehr vorhanden, und — kein Schwänzlein, keine Erbschaft! — Der verzweifelnde Gewürzkrämer versprach seinem Advokaten Tausende, wenn er die Sache zum erwünschten Ausgang bringen würde; aber — der letzte Wille der Erblasserin verlangte einen Schwänzlein, und der war nicht mehr, der Name war erloschen, der Verschollenheits-Akt lag gerichtlich vor und war damals öffentlich bekannt gemacht worden.

Ein alter Patrizier und Rathsherr, den Schwänzlein in dieser Angelegenheit gleichfalls überlief, ertheilte ihm folgenden Bescheid: «Er hat lange genug herumgeschwänzelt, bis er den Schwänzlein losgeworden, bis er das W herausgerissen; jetzt thut ihm das verschmähte W weh. Schwänzle er nun nach Hause zu seiner Frau, und sage er zu ihr: der Schänzlein kostet uns ein Schätzlein von zweimalhunderttausend Gulden!»

Wirklich erhielt er auch keinen Heller; das Testament wurde buchstäblich vollzogen.

Zwei Patrizier, reich und unabhängig, lebten als fröhliche Junggesellen in innigster Freundschaft mit einander. Beide in ihren besten Jahren, gesund, genossen sie das Leben als weise Epikuräer.

Wo Einer war, konnte man auch den Andern finden; man nannte sie nur die Unzertrennlichen.

So sehr aber ihre Neigungen und Ansichten vom Leben und Lebensgenuß zusammenfielen, so auffallend verschieden war ihr Aeußeres. Orest war groß und stattlich, von edler Körperhaltung; sich dieser Vorzüge bewußt, unterstützte er die Gunst der Natur noch durch den gewähltesten Anzug; stets war er nach der neuesten Mode gekleidet, ein Stutzer seiner Zeit.

Sein Freund Pylades hingegen war klein, übel gewachsen; eitel, wie sein Freund, suchte er die Unbilden der Natur durch die Kunst zu decken. Stets trug er sich elegant, stets nach dem neuesten Geschmack; er war das treue Abbild seines Freundes im Kleinen, dessen Farbe und Schnitt der Kleidung er immer auf das genaueste nachahmte. Hauptzug seines Charakters war ein gewisses vornehmes Benehmen beim Bezahlen, nie las er eine Rechnung in Gegenwart des Ueberbringers durch, ein Blick auf die Summe, und das Geld lag auf dem Tische; zu handeln oder zu knickern würde er sich geschämt haben. Uebrigens ein reicher Mann, konnte er diese lobenswerthe Eigenheit durchsetzen, und weil er gut und pünktlich bezahlte, wurde er auch ebenso bedient.

Einst ließ sich Orest Rock und Weste von silberfarbenem, extrafeinem Tuche machen, und be-

suchte in diesem neuen Anzuge seinen Freund. Der wohlgebaute Mann nahm sich in dem gut gemachten Rocke allerdings vortheilhaft aus. «Wo hast du das Tuch gekauft, und wer ist dein Schneider?» fragte hastig der kleine Pylades. Orest nannte ihm Beides. Auf der Stelle wurde der Kleiderkünstler beschickt, und nach einer Stunde stand er in Pylades Zimmer.

«Meister, er soll mir Rock und Weste machen; aber vorzüglich gut passen muß mir das Ganze, so wie Herrn Orest.»

«Euer Gnaden sollen zufrieden seyn!» versicherte der Meister und legte das Maaß an, indem er mit süßsaurer Miene den übelgeformten Körper des neuen Kunden betrachtete.

«Aber ich wünschte von dem nämlichen Tuch zu haben. Ist davon noch vorräthig?»

«O ja, Euer Gnaden!»

«Nehme er heraus, was er braucht, und stelle er mir den Betrag a Conto. Wie viel Ellen muß ich haben?»

«Vier Ellen, Euer Gnaden!»

«Wie viel Ellen hat Herr Orest gebraucht?»

«Sechs Ellen, Euer Gnaden!»

«Das wollt' ich nur heraus haben! Herr, ihn soll der Teufel holen! Wofür sieht er mich an? Glaubt er, ich könne nicht eben so gut sechs Ellen Tuch bezahlen, als der Herr Orest? Was

untersteht er sich, mir auf diese unverschämte Weise meine kleinere Figur vorzurücken, Herr! Ich will auch sechs Ellen haben, so gut als der lange Orest! Keine Widerrede! — So komm' er mir nicht wieder, wenn er mich zum Kundmann haben will!»

Der Schneider verbeugte sich tief, nahm seinen Hut und empfahl sich.

Nach acht Tagen lieferte der Kleiderkünstler einen Rock und eine Weste, die sich gewaschen hatten. Pylades probirte sogleich beides an und trat damit seelenvergnügt vor den Spiegel. Der Schneider hatte wirklich ein Meisterwerk geliefert. Sein Conto, der unter anderm auch die sechs Ellen Tuch enthielt, wurde prompt bezahlt. Beim Weggehen glitt noch ein Laubthaler in des Schneiders kunstfertige Hand. «Das ist für das Teufelholen,» tröstete der vergnügte Pylades; «es war mein Ernst nicht, laß er's gut seyn!»

Das waren goldene Zeiten! —

Unter den Tambours und Pfeifern des ehemaligen fränkischen Kreis-Militairs gab es sehr junge Bursche, gewöhnlich waren es Soldatenkinder, ausser der Ehe erzeugt, oder auch Söhne unbemittelter Aeltern, die sich auf diese Weise ihres oft reichen Kindersegens einigermaßen zu entledigen such-

ten. Diese Tambours und Pfeifer standen aber zu jener Zeit in dem Ruf der ausgezeichnetsten Duchtriebenheit; mit sechszehn, siebenzehn Jahren hatten sie sich alle Ränke und Kniffe, alle Soldatenlaster ihrer Zeit angeeignet. Die älteren waren darin die Lehrer der jüngeren, und ihr praktischer Unterricht fand immer gelehrige Schüler.

Um aber einer gänzlichen Verwilderung dieser jungen Leute in etwas entgegen zu arbeiten, mußten die jüngsten unter ihnen alle Sonntage eine Unterrichtsstunde im Christenthume bei dem Soldaten-Pfarrer besuchen, der das aufgeschossene Unkraut einer ganzen Woche in einer einzigen Stunde ausjäten sollte.

Ein fünfzehnjähriger Tambour, der, trotz seiner Jugend, für den heillosesten Rangen galt und es in Ränken und Pfiffen seinen Lehrern schon zuvor that, aber übrigens ein guter Tambour und pünktlicher Soldat war, wurde einst in dieser Unterrichtsstunde von seinem Pfarrer gefragt: «Wieviel Götter haben wir?» — Der Gefragte schwieg still. Aufgebracht über diese große Unwissenheit des jungen Menschen, wiederholte der Geistliche die Frage heftiger. — «Ih waß niht!» war jetzt die Antwort des Tambours. — «Wie?» fuhr der Pfarrer eifernd fort, «du bist ein Christ, und weißt das nicht!» — «Wos versteih denn ih von Göttern!» war die naive Antwort des

Spielmanns, «grod wenn ih Ihnen fraug'n wollt': wöi viel Strupf'n haut meih Trummel? Ih glab, Sie wüßt'n's halt ah niht, Herr Pfarrer!»

Die vier ältesten Stadtmusici zu Nürnberg spielten auch im Orchester des Theaters. Einer von ihnen, Namens Sensenstiel, ein alter, braver Mann und leidenschaftlicher Liebhaber des Schauspiels, blieb jedesmal auf seiner Stelle sitzen, während seine Collegen die Zeit der Dauer des Aktes in der Garderobe oder im Freien zubrachten. Sensenstiel hatte ein ungemein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht und ein warmes, theilnehmendes Herz für alle Menschen. Dieses, verbunden mit einer gewissen heftigen Derbheit, führte denn oft die sonderbarsten Collisionen herbei, deren Folgen oft nur durch die Rechtlichkeit des alten, braven Mannes und durch die Achtung, die ihm niemand versagte, niedergehalten wurden.

Einst wurden die Räuber von Schiller gegeben. Schon die vier ersten Akte hindurch hatte Sensenstiel sein Mißfallen an Franzens Schlechtigkeit mehrmals so laut zu erkennen gegeben, daß er dadurch die Aufmerksamkeit des anwesenden Publikums auf sich zog und von seinem Hintermanne zur Ruhe ermahnt wurde; als aber im letzten Akte Franz, von den Räubern verfolgt, durch eine Thüre

entſpringt, und die Eindringenden unter mehreren Thüren gerade die unrechte erbrechen wollen, da konnte ſich Senſenſtiel nicht länger halten, mit lauter Stimme rief er auf die Bühne hinauf den Räubern zu, indem er auf die rechte Thüre zeigte: «Dau iß er neih, meini Herr'n! der ſchlecht' Kerl, dau iß er neih!» —

Das Trauerſpiel wäre durch dieſes Intermezzo beinahe zum Luſtſpiel geworden.

Ein andermal wurde Armuth und Edelſinn von Kotzebue gegeben. In der bekannten Scene mit der goldenen Doſe, wo der Kaufmann van der Blum verlangt, daß der Lieutenant Cederſtröm, gleich den Andern, ſeine Taſchen umwenden ſolle, was dieſer verweigert, wurde Senſenſtiel dergeſtalt empört, daß er überlaut zu rufen anfing: «Er haut jo die Duſ'n ſelber eihg'ſteckt, ih hob's g'ſög'n; der Herr Leutnamt haut's niht!» —

Bei dem Duzendteichfiſchen fand ſich einſt auch ein ſogenannter Glücksritter ein, der ſein Heil an den ſchönen, großen Fiſchen verſuchen wollte, welche in dem roth und weiß angeſtrichenen Herrenſchaff zappelten und ausſchließlich für die Rathsherren beſtimmt waren. Der Fiſchjäger hatte ſich

zu dem Ende mit einem Mantel versehen, der aber unglücklicher Weise zu kurz war und kaum über die Knie hinabreichte. Behutsam drehte sich der Dieb an die herrschaftliche Wanne hin, und mit einem gewagten Griff erwischte er einen ungeheuern Karpfen beim Kopf und zog ihn unter seinen Mantel, ohne zu bemerken, daß ein Drittel des ansehnliches Fisches unter der kurzen Diebsdecke hervorhing. Der Peuntherr, ein derber, spaßhafter Patrizier, wurde den Uebelstand gewahr, trat auf den Gauner zu und sagte lachend, indem er ihm auf die Achsel klopfte: «Horch, Schlingel, an andersmoal trog an längern Mantel, oder stiehl an körzern Fisch!»

Etwas Eigenes hatte das Militairwesen und dessen Funktionen; ein Bataillon fränkischer Kreis-Truppen, aus drei verschiedenen Regimentern zusammengesetzt, gab die Mannschaft zur Besetzung der Hauptwache in der Stadt. Diese Truppen lagen in ihren Casernen zu St. Johannis und auf der Veste oder Burg.

Die Bewachung der Hauptthore war aber von jeher ausschließlich der Bürgerschaft anvertraut, und daß sie sich in keinen schlechten Händen befand, beweist die Geschichte der markgräflichen Kriege, so wie des spätern dreißigjährigen Krieges;

doch in den folgenden Zeiten wurden, unter dem Namen «Mittelwächter,» Stadtsoldaten angenommen, welche den Wachtdienst an den Thoren fortwährend versehen mußten.

Diese Mittelwächter nun waren alte, unscheinbare, oft krüppelhafte Männer, mit gleich schlechter Bewaffnung und Uniform; nicht alle, ja die wenigsten waren gediente Soldaten; gewöhnlich erhielten alte, arbeitslose Bürger einen Platz in diesem Corps, der dann gewöhnlich als ein Almosen in veränderter Form betrachtet wurde. Bei Tage standen sie unter den Thoren, Abends, eine halbe Stunde nach dem Garaus, wurden diese geschlossen, und die Wachtmannschaft bezog nun in der Stadt ein Corps de garde, welches sie am Morgen verließ, um wieder ihr Thor zu beziehen. Nie wechselte die Mannschaft ihr Thor, immer waren es dieselben, und da mancher dieser Mittelwächter fünfzig, ja sechszig Jahre diente, so hatte er eine und dieselbe Wache über zwanzigtausendmal bezogen. Viele starben auch auf ihren Wachtstuben, denn es wurde dem Tode schwer gemacht, einen solchen Veteranen irgend anderswo zu ertappen.

Ein Fremder, der zum ersten Male in die Thore der großen, bedeutenden Reichsstadt trat, mußte freilich diese armselige Wachtmannschaft belächeln, und wenn er mit den Eigenheiten reichs-

städtischer Verfassungen, mit ihrem Festhalten an veralteten Formen nicht vertraut war, so konnte er sich beim Anblick des regulären Kreis-Militairs diese anscheinende Verkehrtheit nicht erklären. Indessen standen diese Mittelwächter im Namen der Bürgerschaft da, sie genügten ihrem Dienst vollkommen, und beide Theile waren vollkommen mit einander zufrieden.

Freilich konnte man, wenn man diese alten, lebenssatten, verdrießlichen Gestalten, diese ewigen, unsterblichen Soldaten in ihren geflickten, unsaubern Löwenhäuten dastehen sah, in derselben Minute lachen und weinen. Der Muthwille wählte sie daher auch nicht selten zur Zielscheibe, wozu denn auch die alten, gutmüthigen Männer vor allen andern geeignet waren.

Zur Nachtzeit rauchten sie auf dem Posten gemüthlich ihr Pfeifchen, setzten sich auch wohl nieder und überließen sich, die Flinte zwischen den Knien, dem süßen Schlafe, bis etwa, zufolge des verlornen Gleichgewichts, die gewichtige Waffe auf das Steinpflaster hinrasselte und den aufgeschreckten Wehrmann an seine Pflicht erinnerte; kurz, diese Mittelwächter waren sehr mittelmäßige Wächter, Soldaten, wie sie nicht seyn sollten.

Einige Späße, die hier erzählt werden sollen, können den Maaßstab geben, was man sich mit dieser Stadtgarde erlauben konnte und durfte.

In einer langen Winternacht, gegen zwölf Uhr, näherte sich ein Trupp verspäteter Wirthhausgäste der Wache am weißen Thurm, abgeredetermaßen umstellten die losen Vögel die Schildwache und baten sie um Tabakfeuer; gutmüthig nahm der selbst tabakrauchende Schilderer sein Gewehr beim Fuß, holte Schwamm hervor und bediente nun aus seiner brennenden Pfeife einen nach dem andern. Während der Alte aber dies Werk der Barmherzigkeit übte, schlich einer aus der saubern Gesellschaft an die Thüre des Wachthauses, legte die Krampe vor und schloß mit einem Vorlegschloß die ganze Wachtmannschaft ein; hierauf machte sich die ganze lustige Rotte unter vielem Danken davon und stellte sich unter dem Thurm auf die Lauer.

Es schlug Zwölfe. — «Abg'löst!» schrie die durchfrorene Schildwache. Der treffende Mann raffte sich brummend auf, konnte aber natürlich die Thüre nicht öffnen; er hielt dies für eine Neckerei seines Kameraden, und ein heftiger Wortwechsel, durchs Fenster geführt, entspann sich. Fluchend sprang der Wachtcommandant vom Lager auf und forschte nach der Ursache dieses Streites; doch jetzt entdeckte die Schildwache, an der Thüre herumtastend, die Ursache dieser Diensthemmung. Der Frevel war unerhört; die Schildwache betheuerte, nicht geschlafen zu haben, den eigentlichen

Grund verschwieg sie aber klüglich. Was war indessen zu thun? Kein Schlosser wäre zu erwecken gewesen, überdies hätte auch nur der Stadtschlosser die Wachtstube, als ein öffentliches Gebäude, öffnen dürfen. — Der Posten aber mußte abgelöst werden. — So war denn kein anderer Rath, als durchs Fenster abzulösen. Dieses Fluchen alle zwei Stunden — dieses Krächzen, bis die alten, steifen Männer durch das enge Fenster hin und wieder gekrochen waren — und nun am Morgen den höchst komischen Anblick, als die ganze Wachtmannschaft durchs Fenster abzog! — Die Sache wurde indessen unterdrückt, der Feldwebel meldete nichts, der Stadtschlosser schwieg. «'s iß halt a G'spaß g'wöst!» sagten die alten guten Bursche.

Ein andermal wurde der schlafenden Schildwache nicht nur ihr eigenes, sondern auch die Gewehre der gesammten Wachtmannschaft davongetragen; der Spaßmacher hatte einen Zettel an die äußere Wachtstubenthüre geklebt, worauf geschrieben stand:

"Ihr alt'n Kratscher, ihr dörft niht klog'n,
Mir hob'n euri G'wiehr on's Thur hih trog'n;
Dau schickt ner hih und laußt ich's hul'n,
Sunst mahnt 'r eppet, mer haut ich's g'stuhl'n."

Und so verhielt sich die Sache auch wirklich. Inzwischen befand sich jedoch der Feldwebel nebst der Mannschaft einige Stunden lang in der größten Verlegenheit; erst als es Tag wurde, erblickten sie den Zettel, und erfuhren nun das Schicksal ihrer Waffen und den Ort, wo selbige zu finden wären. Inwendig am Thore lehnte die Hellebarde des Feldwebels neben den verrosteten Flinten der wachsamen Stadtsoldaten.

Diesmal zog die Wache ohne Gewehr ab, denn die gesammte Mannschaft fand es höchst überflüssig, die Gewehre her zu holen und wieder dahin zu schleppen, wo man solche jetzt sicher anzutreffen überzeugt war. Doch meinte einer von der Mannschaft, der sich auf Sympathie verstand: «Den wenn ih wüßt', der dös thou haut, ih wollt'n a Strach mach'n!»

Der äußerste Posten am Ende der Vorstadt Gostenhof wurde die Bauernwacht genannt, und auch dieser war von solch einer ewigen Mittelwächterei besetzt. Wahrscheinlich weil es der äußerste Posten war, hatte man auch Leute von der äußersten Gebrechlichkeit dazu erwählt. In diesen vier Mann waren alle möglichen Leibesgebrechen ausgestellt; da gab es einen Bucklichten, einen Zit-

ternden, einen Säbelbeinigten; der Commandant aber prangte mit einem Ausbund von Kropf.

Einst ritt der Platzmajor, der gleichfalls einen gewaltigen Verdruß auf dem Rücken trug, die Bauerngasse herauf. — «Raus!» schrie die aufmerksame Schildwache. Die Mannschaft trat an und präsentirte; der Platzmajor zog den Hut und sagte lachend, laut genug, daß es die gebrechlichen Bursche hören konnten: «Gott strauf mih! schöini Kerl seyd 'r!» — «No meinahd! er iß g'wieß schöiner?» erwiederte einer der Betheiligten, ebenfalls so laut, daß es der Reiter hören konnte.

Es war verboten, zum Nachtheil der betheiligten Geschäfte fremdes Bier, Brod oder Fleisch in die Stadt zu bringen. Weniger aus Eigennutz, als aus Hang zur Neckerei, strengte sich nun die Erfindungsgabe der Nürnberger an, die Aufmerksamkeit der Aufseher (Thorschützen) auf mancherlei Weise zu hintergehen. Um diesen Thorschützen eine Nase zu drehen, oder um ihn dem Gelächter preis zu geben, wurden oft die sonderbarsten Einschwärzungs-Kniffe gebraucht, die schon deßwegen selten mißlingen konnten, weil diese Thorschützen, als eine eigene (unehrliche) Kaste, stets die öffentliche Meinung gegen sich hatten, und nur bei

Fremden oder Landleuten mit gewaltthätiger Untersuchung einschreiten durften. Gewöhnlich wurden sie, zumal wenn sie es mit einem Stadtbewohner zu thun hatten, mit Spottreden und dem Gelächter der Menge zurückgewiesen.

Eine Bürgersfrau hatte in Schweinau dergleichen verbotenes Fleisch eingekauft, sich die Stücke, mit Hülfe der Metzgerin, auf dem Unterrock um den Leib herum angebunden und einen andern Rock darüber geworfen. Die Frau erhielt dadurch freilich einen bedeutenden Umfang, der Verdacht erregen konnte; aber im Vertrauen auf ihre geläufige Zunge und gefaßt auf jeden möglichen Fall, trat sie den Heimweg an, und schritt, den wakkelnden Gang einer so stark beleibten Frau annehmend, keck und unbefangen an dem Thorhäuschen vorüber.

Der Thorschütze, der die Frau kannte, und dem also ihre gegenwärtige Fülle verdächtig scheinen mußte, fuhr mit der Frage auf die Frau los: «Wos haut döi Fra dau unter ihr'n Schurz?»

Frau. Dös iß a ohg'schmogs G'ried! Wos sei Fra drunter haut — a Flasch!

Schütz. Dös mouß ih sög'n, döstwög'n steih ih dau.

Frau. Sög' er seiner Fra ihr Flasch oh; meis geiht ihn an Böt'l oh, ihn Simp'l!

Schütze. Ih kenn' döi Fra doch scho länger, sie iß mei Letta niht su dick g'wöst, ih hoh's eirscht gestern g'sög'n.

Frau. A Fra koh doch dick wer'n; wos geiht dös ihn oh?

Schütze. Ober halt doch niht über Noachts, wöi sie; ih hob ah a Fra, döi braucht ober länger derzou.

Frau. Öiz ba mir geiht's halt g'schwinder! Ih trog öiz mei Flasch hamm, dau fraug' ih ihn goar niht.

Die Frau ging ihre Wege, und die Umstehenden, von dem Doppelsinn des Schwanks angeregt, schickten den Thorschützen mit Gelächter und Spottreden in sein Häuschen zurück. Gewiß waren die Lacher von der ganzen Sache unterrichtet und auf jeden Fall bereit, der Frau beizustehen.

Gewöhnlich gingen die Nürnberger Bürger auf die nahen Dörfer und Plätze vor der Stadt, um sich in den verbotenen Bieren, besonders dem Farrnbacher, gütlich zu thun. Dies konnte nun freilich nicht verhindert werden; ein desto wachsameres Auge hatten aber die erwähnten Thorschützen auf das Hereinbringen dieser Biere, was gewöhnlich in Flaschen oder Krügen geschah.

Einst schlich sich ein Mann mit scheuen Blikken und bauschigten Rocktaschen, aus denen Korkstöpsel hervorguckten, am Thorhäuschen vorbei, und wollte in die Stadt hineinwischen; blitzschnell schoß der Thorschütze auf ihn zu, mit der barschen Frage: «Der Herr haut a Böier?»

«Ga, in mein Mog'n.»

«Wos thout er denn dernau mit'n Botellna?»

«Ih hoh's ner heunt mit'n leerna proböiern woll'n, moring senn's scho g'füllt.»

«Dös proböier der Herr, dau möißt ih ah derbei sey.»

«Schwerlih, denn ih füll's derhamm in mein Haus.»

Beschämt und ausgelacht zog sich der Schütze zurück.

Ein geiziger Bürger war durchaus nicht zu bewegen, zur Winterszeit, bei Glatteis, Sand oder Sägespähne zu streuen. Die Polizei konnte zu jenen Zeiten nicht mit gehöriger Wirksamkeit einschreiten, und so blieb denn die Sache immer beim Alten; auch mit den Waffen des Spottes war dem Geizhals nicht beizukommen. Vergebens hatten ihm schon die Nachbarn als Weihnachtsgeschenk ein Kistchen mit Sägespähnen zugeschickt; er hatte es angenommen, behalten, aber deßwegen doch nicht streuen lassen.

Einst war ein fürchterliches Glatteis entstanden. Der Geizhals mußte sehr früh ausgehen; kaum trat er aber vor die Thüre, so glitschte er aus und setzte sich so unsanft nieder, daß er vor Schmerzen laut brüllte und nicht mehr aufzustehen im Stande war. Die Nachbarn guckten aus den Fenstern. «Hülfe! Helft mir doch!» rief er nun, auf dem Eise herumrutschend und bei jedem Versuche, aufzustehen, von neuem niederstürzend. — «Nachber,» rief Einer aus dem Fenster, «mer koh niht zou der kumma, es iß goar höihl; lauß z'eierscht Sögspöh streua, mer hob'n der's jo döstwög'n g'schickt.»

Die oben erwähnten Schützen und Streifer bildeten im alten Nürnberg die Polizeimannschaft. Diesen Leuten lag es ob, bei Glatteis die öffentlichen Plätze mit Sägespähnen zu bestreuen; aber sie vollzogen ihre Pflicht nur sehr fahrlässig, oder wohl gar nicht. Beschwerte sich nun die Bürgerschaft darüber, so erhielt wohl die träge Maschine von oben herab einen neuen Stoß, da er aber nicht kräftig genug war, so fiel das Ganze bald wieder in den alten Gang.

Bei einem starken Glatteis hatte ein wohlgekleideter Fremder das Unglück, vor der Moritz-Capelle hinzustürzen; kaum konnte er sich selbst

aufraffen, jedoch waren sogleich hülfreiche Hände bereit, ihm wieder auf die Füße zu helfen; ein alter Bürger aber redete den Fremden also an: «Thenne's mer den G'fall'n und bleib'n's noh a bißla lieg'n; ih geih ner nüber af's Rauthhaus und zeig's oh, su könna sie's doch as 'n Fenstern sög'n, wos ihri Schütz'n vur Schlack'n senn, daß widder niht g'streut hob'n.»

Diese Schützen und Streifer bildeten ein eigenes Corps, das unter dem Schützenhauptmann stand; im Aeußern waren sie durch nichts, als durch einen weiß und roth gewundenen Stock ausgezeichnet.

Die Streifer wurden zu amtlichen Botengängen auf die Nürnbergischen Pflegämter und Dorfschaften gebraucht; bei Rathswahlen hüteten sie die Thüren und hielten die Volksmenge zurück; sie vigilirten auf fremdes, herrenloses Gesindel; sie gingen vor den Hochzeitkutschen her und machten Bahn; bei vornehmen Leichenbegängnissen und Hochzeiten standen sie unter der Thüre, um den Andrang der Neugierigen abzuhalten; bei beiden führten sie den Zug an. Sie waren die Polizeimannschaft der damaligen Zeit.

Die Schützen hingegen wurden für unehrlich gehalten, denn sie mußten mit Hand anlegen, wenn Züchtlinge oder Selbstmörder nach dem Studentenplätzlein gebracht werden sollten; auch mußten

sie in Gesellschaft des Bettelrichters den Fraisch-karrn ziehen, auf welchem Ermordete weggeschafft wurden; sie trugen die Schranken, in welchen der Delinquent nach dem Richtplatze geführt wurde; Marktdiebe und sonst ehrloses Gesindel mußten sie abstrafen und aus der Stadt bringen: lauter Verrichtungen, die, nach den Begriffen der damaligen Zeit, infamirten. Sogar ihre Wohnungen waren von denen anderer Einwohner abgesondert, denn sie bewohnten sämmtlich einen Hof in der Lottergasse, der von ihnen den Namen Schützenhof trug. Niemand mochte etwas mit ihnen zu thun haben, und wollte der Nürnberger ein gemeines, niederträchtiges Gesicht bezeichnen, so hieß es: «er haut a Schütz'ng'sicht.»

Unter den Originalen jener Zeit zeichnete sich ein gewisser Plattfuß vor allen andern aus; er war ein rechtlicher, wohlhabender Bürgersmann, hatte aber die Leidenschaft, alles besser wissen zu wollen und sich in alles zu mengen, was ihm dann, bei der bekannten Necklust der Nürnberger und seiner eigenen Beschränktheit, manche drollige Verlegenheit zuzog; auch war er bei den meisten Schwänken die Zielscheibe des Witzes und der Ausgelassenheit. Zwar gerieth er dann immer in fürchterliche Wuth, tobte, schimpfte, schlug auch wohl um

sich; doch das war es eben, was die Spaßvögel wollten, sie ließen daher die Ausbrüche seines Zorns geduldig über sich ergehen; seine natürliche Gutmüthigkeit führte auch immer wieder schnell die Versöhnung herbei; er lachte am Ende selbst mit, und gab dadurch seinen Neckern Muth, sogleich wieder auf einen neuen Streich zu sinnen.

Plattfußes gewöhnliche Abendgesellschaft bestand aus Männern, die, mancher seit fünfzig Jahren, immer nur dasselbe Wirthshaus besuchten; jeder hatte seinen bestimmten Sitz, seinen Krug; jeder kannte die Launen, die Eigenheiten des andern. Als Kinder waren sie mit einander zur Schule gegangen; als Männer waren sie sich unentbehrlich geworden. Oft hatte dieses Wirthshaus seine Besitzer gewechselt; die Gäste blieben immer dieselben, und machte der Tod auch manchmal eine Lücke, desto enger schlossen sich die Uebrigen an einander an.

Ein junger Musicus, Namens Giebich, wurde durch seinen Hausherrn, einen gewissen Zwicker, in diese Gesellschaft eingeführt und mit bekannter Gastfreundlichkeit aufgenommen; besonders schloß sich Plattfuß an den viel jüngeren Mann mit besonderer Vorliebe an, und beide wurden bald die vertrautesten Freunde.

Einst wurde der Musicus durch einen leichten Katarrh von seiner gewöhnlichen Abendgesellschaft

abgehalten. Zwicker, der Hausherr, gab die Ursache dieses Ausbleibens an; da aber Plattfuß so viele Besorgniß blicken ließ, so unnöthige Bedenklichkeiten äußerte, so benutzte der gewandte Zwikker diese Aufgeregtheit des Besorgten zu einem Schwank ganz eigener Art, und machte sofort den Versuch, wie weit die Sache wohl zu treiben seyn möchte.

«Meine Herren,» hub er an, «unsern Giebich hat es plötzlich überfallen, ich war eben oben bei ihm, er gefällt mir gar nicht, er redet schon irre; der Arzt meint, es werde sich ein hitziges Fieber entwickeln, und hat Jedermann, außer mir, den Zutritt zu dem Kranken versagt; ich habe mich seiner Pflege unterzogen, und glaube, diesem Amt besser, als ein fremder Wärter, gewachsen zu seyn.»

Mit leidenschaftlicher Theilnahme faßte Plattfuß diese traurige Nachricht auf. «Das habe ich gleich gedacht,» rief er aus, «daß hinter dem unbedeutenden Katarrh, wie du die Krankheit zuerst nanntest, etwas Anderes steckt!» Hierauf beschwor er Zwickern, ja nichts zu unterlassen, was zur Erleichterung oder Stärkung seines kranken Freundes dienen könnte; er gab ihm sogar heimlich zu verstehen, wie er Doktor und Apotheker zu bezahlen bereit sey. Zwicker unterbrach den Redefluß des Theilnehmenden mit dem Troste: «Der Arzt

glaubt, die Krankheit werde sich in einigen Tagen brechen. Ich bringe euch schon alle Abende Nachricht von dem Befinden unseres Freundes, und gehe jetzt gleich wieder nach Hause, damit nichts in der Pflege des Patienten verabsäumt werde.» «Gute Besserung!» riefen ihm Alle nach, als er ging.

Gleich am andern Morgen wurden alle Gäste, außer Plattfuß, durch Zwickern von dem wahren Stand der Sache unterrichtet. Er verhieß der Gesellschaft einen köstlichen Spaß, wenn nämlich Alle ihre Rollen gehörig spielen würden; und Alle waren bereit, ihr Aeußerstes zu thun, um einen tüchtigen Schwank auszuführen. Vor allem mußte Giebich gewonnen werden. Auch er versprach, in den Plan einzugehen, und Zwicker verlangte weiter nichts, als daß der angebliche Kranke einige Tage zu Hause bleiben müsse; eine Bedingung, die dieser ohne weiteres einging.

Am andern Abend erschien Zwicker ziemlich verstört in seiner Gesellschaft. «Die Krankheit,» erzählte er, «hat einen ernsthaften Charakter angenommen; der Arzt zuckt die Achseln, diese Nacht, meint er, müsse entscheiden, ob der Kranke gerettet werden könne, oder nicht.» — Planmäßig zeigten alle Gäste die größte Theilnahme; Plattfuß aber war außer sich, und nur das ausdrückliche Verbot des Arztes hielt ihn ab, an das Kranken-

lager seines Freundes zu eilen; — man mußte inzwischen harren und hoffen. Zwicker griff, nach abgelegtem Bericht, schon wieder nach Hut und Stock, denn er könne, wie er sagte, den gefährlichen Kranken unmöglich lange aus den Augen lassen — und so ging er denn und ließ die Gesellschaft in scheinbarer, Plattfuß aber in wirklicher Betrübniß zurück.

Der dritte Abend kam; es wurde neun Uhr, Zwicker war noch nicht da. Plattfuß war kaum zu beruhigen; er wollte durchaus fort, um sich Aufschluß zu verschaffen; er ahnete das Schlimmste. Da ging die Thüre auf, Zwicker trat ein; ein Leichengesicht — die schwarze Weste, das weiße Halstuch verkündeten nichts Gutes. Man beschwor ihn, zu reden; Plattfuß umklammerte ihn. Zwicker drückte das Tuch vor die Augen — Todtenstille im Zimmer. — «Er ist todt!» hallte es dumpf unter dem Tuch hervor. Alle standen betäubt; Plattfuß geberdete sich fürchterlich. «Vor zwei Stunden,» fuhr Zwicker fort, «ist er verschieden. Die Art seiner Krankheit, so wie die heiße Witterung, haben den Arzt bestimmt, die Beerdigung schon am Sonntag früh um sechs Uhr zu halten.» Jetzt sprang aber Plattfuß in die Mitte des Zimmers und lud mit beschwörendem Tone alle Anwesende zur Leichenbegleitung ein. «Halt!» rief Zwicker, «schon heute früh hat mir der Verstor-

bene zur Pflicht gemacht, jede Begleitung durch die Stadt abzuweisen. Ihr werdet seinen letzten Willen ehren, und ich schlage vor: wir kommen am Sonntag früh bis sechs Uhr im Wirthshaus zum heil. Kreuz zusammen, erwarten dort die Leiche, und schließen uns dann an.» Der Vorschlag wurde allgemein angenommen, und die Gesellschaft trennte sich heute früher als gewöhnlich.

Zwicker hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich bei dem Todtengräber zu erkundigen, ob künftigen Sonntag eine Frühleiche wäre, und erhielt den Bescheid: ein Schellenmachergeselle werde an diesem Tage früh um sechs Uhr begraben; mit welcher Nachricht denn Zwicker sogleich zu seinen Mitwissenden eilte, um sie auf den Hauptakt des ganzen Schwanks vorzubereiten.

Sonntags früh um sechs Uhr waren Alle im Wirthshause zum heil. Kreuz versammelt. Plattfuß hatte schon ein Sacktuch windelnaß geweint, und holte eben ein frisches aus der Tasche, da bimmelte die Kreuzglocke, der Leichenwagen holperte heran. Die Gesellschaft schloß sich gliederweise an; Plattfuß hatte sich ins erste Glied gedrängt, was ihm die Andern auch gar nicht streitig machten; hatten sie doch nun Gelegenheit, unbemerkt von ihm, sich hinter ihren Tüchern und Hüten satt zu lachen. Jetzt ertönte auch die Glocke von St. Johannis, und Plattfuß fing an fürch-

terlich zu heulen. Seine beiden Nebenmänner, von denen der eine Zwicker war, hatten einen harten Stand; sie mußten nicht nur das Lachen verbeissen, sondern sogar tiefe Traurigkeit affektiren, wollten sie nicht von Plattfuß auf der Stelle prostituirt werden. Der Leichenfrau wollte indeß diese ansehnliche Begleitung nicht zu Kopfe; der Schellenmachergeselle, das wußte sie, hatte weder Aeltern, noch sonstige Verwandte, auch konnte der achtzehnjährige Todte nicht solche alte Kameraden haben; genug, unter den Betrachtungen der Leichenfrau und dem Geheul Plattfußes kam der Zug am Kirchhofe an. Der Sarg wurde ans Grab gebracht; die Begleiter stellten sich umher. Hier galt es an sich halten; Plattfuß ließ seiner Leidenschaftlichkeit die Zügel schießen, eine Thräne schlug die andere; er rang die Hände, während die Umstehenden nur mit größter Anstrengung den Lachreiz bekämpften; zuletzt nahm er aus den Händen seiner Magd einen großen Blumenstrauß und warf ihn, nebst drei Händen voll Sand, auf den Sarg des Pseudo-Giebichs. Unter fortwährendem Jammern verließ er endlich mit seinen Freunden den Kirchhof.

Ehe sie sich trennten, machte er ihnen bekannt, daß er heute Abend in ihrem Gesellschafts-Locale dem Verstorbenen die Trauerrede halten werde, was ihm heute am Grabe unmöglich gewesen wäre;

er bitte sie daher sämmtlich, wenigstens in schwarzen Unterkleidern zu erscheinen. Dies wurde denn auch von Jedem versprochen. Die Freunde gingen aus einander, voll Erwartung, auf welche Weise Zwicker die Entwickelung des Stückes herbeiführen werde; doch hatte sich dieser in ähnlichen Angelegenheiten als Meister bewährt, und so konnte man auch diesmal einen erfreulichen Ausgang hoffen.

Der entscheidende Abend kam. Plattfuß war der erste Gast; um zu zeigen, was ihm der Verstorbene gewesen, wie er sein Andenken ehre, war er ganz schwarz gekleidet. Mit noch nicht ganz bekämpftem Schmerz, feierlich ernst saß er da; vor ihm lag, in schwarzes Glanzpapier gewickelt, die schön geschriebene Trauerrede, von ihm selbst verfertigt. Bald war die Gesellschaft beisammen; Plattfuß konnte nicht länger warten, er bat um Stille, entrollte seinen Glanzbogen, und begann eine Grab- oder Trauerrede, die in Schwulst und Unsinn ihres Gleichen suchte, und den Zuhörern Thränen — vor unterdrücktem Lachen — in die Augen trieb. Der Redner weinte am heftigsten; doch brachte er seinen Sermon glücklich, wiewohl ziemlich erschöpft, zu Ende. Da ging die Thüre auf, und — «Guten Abend, Herr Giebich!» rief der Wirth dem Eintretenden entgegen.

Plattfuß fuhr in die Höhe — Giebich stand vor ihm — der Todtgeglaubte, Vielbeweinte, Pa-

rentirte reichte ihm die Hand. — Das jetzt unaufhaltsam losdonnernde Gelächter aller Anwesenden enttäuschte plötzlich den gefoppten Plattfuß. Seine Ueberraschung wich dem Zorn; grimmig warf er sich auf Zwickern, schimpfte, drohte ihn zu erwürgen; man hatte genug zu thun, den Aufgebrachten zurückzuhalten, der endlich ganz erschöpft auf seinen Stuhl hinsank. Doch bald sprang er wieder auf und wollte über den Helden des Stücks, über seinen Freund Giebich herfallen; doch dieser wollte von der ganzen Posse nichts wissen, er stellte sich vielmehr beleidigt, daß man seine leichte Unpäßlichkeit und das dadurch veranlaßte Ausbleiben zu einer Farce mißbraucht, und mit dem fühlenden Herzen seines Freundes ein so rohes Spiel getrieben habe. — Und von neuem wollte Plattfuß Zwickern zu Leibe; er wurde jedoch daran verhindert, worauf er seinen Hut nahm, den Staub von den Füßen schüttelte und unter der Betheuerung, nie mehr einen Fuß in dieses Haus zu setzen, zum Tempel hinaus rannte.

Aber schon über Nacht war sein Zorn verraucht, und am Morgen bereuete er seine vermessene Rede. Wie konnte er auch die alten, vieljährigen Bekannten, die Jugendfreunde, den gewohnten Ort, die eigene Art der Unterhaltung missen? Er kam den andern Abend wieder. Völlig besänftigt, lachte er selbst über den Schwank, dessen

komischste Punkte er sorgfältig heraushob und sich darüber belustigte; doch bedauerte er sein naßgeweintes Sacktuch, seine Blumen, die Mühe und Arbeit, die ihm die Trauerrede gekostet — und alle diese Opfer wären einem ganz Unbekannten, einem Schellenmachergesellen gebracht! — Gleichwohl söhnte er sich noch diesen Abend mit Zwikkern, mit seinem Freund Giebich und der ganzen Gesellschaft vollkommen aus, nannte sie «graußi Schlink'l! Galingstrick!» und die Sache war abgethan.

In diesem Wirthshause war durch die Gesellschaft, die, einen Tag wie den andern, aus denselben fünfzehn bis zwanzig Personen bestand, alles Spielen, was es auch für Namen haben mochte, streng verboten; dagegen waren lustige Schwänke, muthwillige Streiche aller Art erlaubt, in so fern sie nicht Ehre oder Gesundheit gefährdeten, oder sonstigen Schaden brachten; und wirklich gingen von diesen Männern, die alle ihr Hausregiment und Geschäft mit Ernst und Anstand führten, von denen keiner unter dreißig, wohl aber mehrere über sechszig Jahre zählten, Schwänke aus, wie man sie nur von jungen Leuten erwartet; aber, wie schon bemerkt, immer waren es dieselben, lauter alte Freunde und Bekannte, keiner

nahm dem andern etwas übel, und wer heute ausgab, mußte morgen einstecken.

Wer aber den Kopf am meisten voll Raupen hatte, war Plattfuß; konnte er Jemandem einen lustigen Streich spielen, so unterließ er es gewiß nicht; aber bei seiner natürlichen Beschränktheit und bei seiner Leichtgläubigkeit verunglückten seine Späße aus eigener Fabrik gewöhnlich, oder ihr Erfinder fiel wohl gar selbst in die Grube, die er Andern gegraben hatte.

Einmal hatte er sich wieder einen gewaltigen Schwank ausgesonnen, der, seiner Meinung nach, ungeheuern Effekt machen mußte; es kitzelte ihn schon im Voraus, wie Einer und der Andere dabei anlaufen dürfte; aber schwach, wie immer, stets gewohnt, sich an Jemand anzulehnen, vertraute er seinen Operationsplan einem gewissen Schuh, der zwar darauf einging und Verschwiegenheit gelobte, jedoch nicht unterließ, sobald Plattfuß weg war, einigen der Gesellschaft die ganze Sache zu erzählen und einen zweiten Plan auszuarbeiten, nach welchem Plattfuß, wie gewöhnlich, selbst der Gefoppte werden mußte.

Plattfuß konnte kaum die gewöhnliche Stunde erwarten; schon sein Drängen und Treiben, sein heimliches Lächeln hätte ihn verrathen müssen, wäre er es nicht schon von vorn herein durch seinen

Bundesgenossen gewesen. Kaum war denn auch die Gesellschaft beisammen, als er nach einer schlechten Einleitung den Vorschlag machte, Soldaten zu spielen, und wer den andern nicht bei seinem gehörigen Titel anspreche, einen Kreuzer zahlen solle. Alle waren damit einverstanden. Die Chargen wurden vertheilt, Plattfuß und Schuh blieben absichtlich Gemeine. Sobald die Compagnie formirt war, wurde verlesen; zwei Mann fehlten, Plattfuß und Schuh waren desertirt. Auf der Stelle wurde ein Unterofficier mit sechs Mann abgeschickt, die Ausreißer einzufangen.

Diese beiden hatten sich in eine Bodenkammer versteckt und die Thüre verriegelt; einen Zuber mit Wasser und ein Paar Spritzen hatte Plattfuß schon bei Tage hinaufgeschafft; aus dem Fenster konnte der Gang und selbst die Thüre bestrichen werden, und strategisch hatte Plattfuß den Effekt berechnet, den von hier aus die Spritzen auf die Verfolger haben müßten.

Nicht lange währte es, so rückte auch das Commando vor die verschlossene Thüre. «Ergebt euch!» rief der Corporal; eine Spritzensalve war die Antwort. Aber der treulose Schuh schoß absichtlich nebenhin, nach einigen Salven schob er sogar den Riegel zurück; die Belagerer platzten hinein, und nach kurzem Widerstande, den Schuh scheinbar, Plattfuß aber wirklich leistete, wurden beide über-

wältigt, gebunden ins Hauptquartier gebracht und dort vor ein Kriegsgericht gestellt.

Der Spruch lautete: «In Rücksicht auf ihre Jugend — beide zusammen zählten hundert und zehn Jahre — soll Plattfuß zu Brod, Schuh aber zu Wasser verurtheilt werden.» Das Urtheil wurde sogleich vollzogen, beide auf Stühle gesetzt, Gesicht gegen Gesicht, so nahe als möglich zusammen, und die Hände hinter den Stuhllehnen zusammengebunden; Plattfuß erhielt einen Bissen Brod, Schuh einen Trunk Wasser, den er sogleich Plattfußen ins Gesicht sprudelte. Dieser tobte, schimpfte, wollte aufspringen; aber der Stuhl wurde fest gehalten, und Schuh erwiederte jedes Schimpfwort mit einem Staubregen von Wasser, das ihm vom Profosen immerfort gereicht wurde. Endlich gebot der Officier, die Arrestanten loszubinden. Das war aber keine leichte Aufgabe; der Profos erhielt dabei von dem erboßten Plattfuß eine tüchtige Ohrfeige, dann warf er sich mit Löwengrimm auf Schuh, nannte ihn nochmals einen schlechten Kerl, einen treulosen Verräther; selbst das gesammte Officier-Corps bekam seinen Theil, bis er endlich ausgetobt hatte; dann setzte er sich in den Schmollwinkel am Ofen, und fand nach einer halben Stunde den ganzen Spaß so drollig, die Wasser- und Brodstrafe so originell, und äusserte sich so selbstgefällig über den bestandenen

Schwank, als wäre er noch so siegend daraus hervorgegangen. « Von mir kummt's halt doch her! » sagte er öfter als einmal im Autorgefühl.

Noch ein ähnlicher drolliger Kauz, Namens Handl, lebte um jene Zeit in Nürnberg; gleich Plattfußen stets aufgelegt zu Possen und Schwänken, hatte er bessere Einfälle und war glücklicher in der Ausführung derselben, weil er ungleich verschlagener und gewandter als jener war; man mußte sich schon sehr zusammennehmen, um nicht selbst in die Grube zu fallen, die man ihm gegraben, und war dies der Fall, dann durfte man für Spott nicht sorgen, denn Handl besaß unter andern das Talent, einem Schwank, einer Tagsbegebenheit die möglichst lächerliche Seite abzugewinnen und sie auf das ergötzlichste zu erzählen; dabei kannte er denn keine Schonung, unbarmherzig geißelte er die Ueberlisteten in allen Gesellschaften; niemand mochte daher mit ihm anbinden.

Handl war Schneider, doch trieb er sein Geschäft nur wenig, hingegen war er der beliebteste und vielbeschäftigtste Hochzeitlader und Leichenbitter seiner Zeit, welchen Ruf er seinem Humor und seinem Talent, stets einen passenden Spaß bereit zu haben, so wie seiner wirklichen Anstelligkeit in Amtsgeschäften verdankte. Keiner, wie er, verstand

es so gut, bei Hochzeiten und Begräbnissen die Leute nach Titel, Rang und Würden zu rangiren, was zu jener Zeit keine geringe Aufgabe war. Eine Hochzeit, eine Beerdigung, unter Handls Leitung, durfte schon auf zahlreichere Gäste oder Begleitung rechnen, weil da die Ehrgeizigen nicht fürchten durften, beeinträchtigt zu werden. Keiner wußte so gut bei Braut und Bräutigam Kernspäße im Zuschnitt jener Zeit anzubringen, oder im Trauerhause mit einer wohlgesetzteren Condolation aufzutreten; aber keiner wurde auch so gut bezahlt und traktirt, als Handl.

Gleichwohl war er stets mit seinen Finanzen über das Knie gespannt; ein schlechter Rechner, gab es oft Löcher in seinen Einnahmen und Ausgaben; gränzenlos leichtsinnig, wie er war, griff er dann zu Mitteln, die er, um nur schnell wieder ins Gleichgewicht zu kommen, so unbedenklich wählte, daß es jedem Andern, außer dem vielbeliebten Handl, wenigstens den Dienst gekostet haben würde.

So war er denn schon seit langer Zeit mit mehreren Hochzeit- und Leichengebühren bei dem Kirchenamte in Rest geblieben; sein Dienst erforderte, solche jedesmal ungesäumt einzuliefern, aber mit tausend Finten und Ausreden wußte er seine Pflicht so lange zu umgehen, bis ihm endlich der Kirchenpfleger mit Untersuchung und Cassation

drohte. Handl versprach, binnen vier Wochen die ganze Schuld von hundert Thalern zu erlegen, und erhielt noch so lange Nachsicht. Wovon er sie bezahlen sollte, das wußte er freilich noch nicht, aber eben deßwegen sann er auf einen Streich, der, wenn er gelang, ihn der lästigen Verbindlichkeit mit einem Mal entheben sollte. Die Gattin seines Chefs, des Kirchenpflegers, eine große Freundin der Handl'schen Späße und sonstiger Stadtneuigkeiten, sollte ihm aus der Patsche helfen. Er hatte sie stets mit den genannten Lieblingsartikeln reichlich versorgt; sie vermochte viel über ihren Eheherrn; Handl wußte, daß sie von seiner Verlegenheit längst unterrichtet war, und hoffte daher mit Zuversicht, seine hohe Patronin werde das Ungewitter gnädig von ihm abzuwenden suchen.

Handl theilte seiner Gattin, die ihrer Niederkunft in den nächsten Tagen entgegensah, den fatalen Casus, so wie seinen Rettungsplan mit; er trieb sie, doch ja recht bald niederzukommen, denn nur der Umstand könne sie beide retten. Die Frau tröstete und hielt Wort, nach acht Tagen wurde sie von einer Tochter entbunden, in der die entzückten Aeltern in zweierlei Rücksicht einen Engel erblickten. Sein erstes Geschäft war nun, die Gemahlin des Herrn Kirchenpflegers, seine hohe Gönnerin, zu Gevatter zu bitten; der alte Herr roch den Braten, mußte aber doch den Pfiff des schlauen

Handls belachen. Die vornehmen Gevatterleute erschienen; nach alter guter Sitte blieben sie nach der Taufhandlung noch eine Stunde, und verliessen dann, von Handln an den Wagen begleitet, sehr anständig ihre neuen Gevatterleute.

Handl schoß wie ein Blitz die Treppe hinauf und fiel über die Wiege her; auf ihr lag die Quittung über die bewußten hundert Thaler, jedoch mit dem Zusatze: «Nimmerthun, Nimmerthun, Schuldthurm, Absetzen.»

Handl unterließ nicht, gleich am andern Morgen seiner hochadeligen Frau Gevatterin die Aufwartung zu machen; geflissentlich hatte er die ihm wohlbekannte Zeit erwählt, wo sein Chef auf dem Rathhause war. Mit den schönsten Worten stattete er der Dame seinen Dank ab, und ohne ihr Zeit zu einem Verweise zu lassen, schilderte er mit den lebhaftesten Farben und mit hinreißender Suada die mancherlei, mitunter sehr komischen, Situationen, welche ihn stets am Zahlen verhindert und ihn zu Schritten verleitet, die ihn beinahe um die unschätzbare Gunst seiner hohen Gönnerin gebracht hätten. Nochmals ergoß er sich in den lebhaftesten Dank für die gnädige Verwendung, und schloß mit einem Glückwunsch, so reich an komischen Bildern, daß der alten Dame vor Lachen die Augen übergingen. In die beste Laune versetzt, öffnete sie ihre Cassette und drückte dem

unterhaltenden Gevatter zehn Laubthaler für die Wöchnerin in die Hand. Handl küßte die freigebige Hand und fragte mit einem Katzenbuckel: «Soll ich etwa auch meinem hochfreiherrlichen Herrn Gevatter meinen Dank für dieses gnädige Geschenk abstatten?» — «Wenn er dies thut, dann komm' er mir nicht mehr vor die Augen!» war die Antwort der Gnädigen. Handl verbeugte sich, ging, und that, was er ohnehin gethan hätte — er schwieg.

Endlich aber wurde Handl dennoch seines Amtes entsetzt. Ueber die Ursache war zwar die ganze Welt einverstanden, er aber spielte den Unrechtleidenden, schimpfte und raisonnirte.

Da er eine sehr hübsche, deutliche Hand schrieb, so beschäftigte er sich jetzt hauptsächlich mit Abschreiben; einige Tage schrieb er in der Theater-Kanzlei, und ließ sich auch bei den Vorstellungen zu stummen Rollen gebrauchen. Aber auch hier wirkte er zuweilen durch sein komisches Aussehen auf das Zwerchfell der Zuschauer, nicht selten zum Nachtheil der Vorstellung. Als er daher einmal als Vehmrichter die Dose hervorzog, den Schöffen eine Prise präsentirte und selbst auf eine ganz eigene geräuschvolle Art schnupfte, brach das ganze Haus in ein unauslöschliches Gelächter aus; der ergrimmte Direktor aber bewies Handln aus der Geschichte, daß man im zwölften Jahrhundert den

Tabak noch gar nicht gekannt, folglich auch keinen geschnupft haben könne, und verwies ihn für immer von der Bühne.

Lange Jahre hatte Handl in Nürnberg für den Hauptspaßmacher gegolten, der Jedermann lose Streiche spiele, selbst aber nicht zu erwischen sey. Er wußte das, und ließ sich oft prahlend vernehmen, er möchte den sehen, der ihn anführen könne, ein solcher wäre noch nicht geboren, u. dergl. Nun hatte Handl den Fehler mit mehreren Menschen gemein, daß er, wenn man ihm sein Stekkenpferd vorführte, leicht aufsaß. So hielt er sich für den besten Schreiber, und behauptete gegen seine Bekannten, die Feder müsse noch sein Glück machen, man kenne ihn nur in dieser Beziehung noch zu wenig. — Diese oft und viel wiederholte Behauptung brachte einige Spaßvögel auf die Idee, Handln einen Streich zu spielen, der, wenn er gelänge, den Ruf des Spaßmachers für immer zernichten müsse.

Von diesem Augenblicke an wurde von den Verschworenen Handls Handschrift außerordentlich belobt, und bedauert, daß eine solche Geschicklichkeit so fast unbenützt versauern müsse; doch solle er noch nicht alle Hoffnung aufgeben, sein Glück müsse noch blühen u. s. w.

Eines Tages erhielt Handl einen Brief folgenden Inhalts:

«Da ich gegenwärtig von höchster Stelle mit Ausmessung der ganzen Umgegend Nürnbergs beauftragt bin, ein Geschäft, welches mehrere Jahre erfordert, so suche ich einen Mann, der, nebst einer schönen, deutlichen Handschrift, die höchste Verschwiegenheit besitzt, er bekommt, nebst freien Tisch, pr. Tag einen Gulden Diäten. Sie sind mir von mehreren Seiten als der Geeignetste für diese Stelle vorgeschlagen worden; wollen Sie daher auf meine Bedingungen eingehen, so erwarte ich Sie morgen Nachmittag um zwei Uhr im Wirthshause zu Kleinreuth, bei der sogenannten Meigel, wo wir das Nähere besprechen können. Nehmen Sie doch bei ihrem Nachbar Windler meine dort hinterlegte Meßstange mit, die er Ihnen auf Vorzeigung meiner Namensunterschrift verabfolgen lassen wird.»

v. Firnewein, Kreis-Geometer.

Laut auf jauchzte der glückliche Handl; das Schicksal schien sich mit ihm versöhnen zu wollen, sein Lieblingswunsch schien in Erfüllung zu gehen, seine und seiner Freunde Prophezeihung einzutreffen. Auf der Stelle ging er zum Nachbar Windler, zeigte die Unterschrift und verlangte die Meß-

stange; Windler zeigte ihm solche. Es war eine Stange von wenigstens zehn Fuß Länge, von beiden Enden hing ein schwerer Stein herab. Handl stutzte, er hatte noch nie eine Meßstange gesehen; dieses Ungeheuer sollte er nun bis Kleinreuth tragen — zwar, er durfte sie sich nur von Jemand tragen lassen; allein er konnte nicht wissen, wie sein künftiger Chef diese Abweichung von seinem ersten Auftrag betrachten würde. «Es ist vielleicht nur eine Prüfung meines Gehorsams,» dachte er ferner. — «Ich will mir die Meßstange morgen nach Tische abholen,» brummte der aller körperlichen Anstrengung abholde Handl und ging seiner Wege.

Noch denselben Abend probirten die Verbündeten, ob der Funke gefangen habe. Es wurde eine Lustparthie auf morgen verabredet und Handl dazu eingeladen; dieser aber bedauerte, daß er dem Verlangen seiner Freunde nicht entsprechen könne, er wäre morgen abwesend, und werde es wahrscheinlich auf längere Zeit seyn. Als man in ihn drang, sich doch näher zu erklären, that er geheimnißvoll, rieb lächelnd die Hände, gab Winke über erhaltene wichtige Aufträge, und schloß mit Schimpfreden über die lumpige Hochzeitladerstelle, die er schon längst hätte zum Teufel werfen sollen, weil sie seinem Talente nicht angemessen gewesen sey. Die Zuhörer zogen sich kopfschüttelnd und schwei-

gend zurück; Handl aber, im Drange seines vollen Herzens, trank ein Glas mehr als gewöhnlich, und verließ endlich ziemlich spät, aber fröhlich und selig die Gesellschaft.

Der Brief hatte also gewirkt, das war nun entschieden, der Fuchs rannte der Falle zu, und seine Jäger saßen den andern Nachmittag schon um ein Uhr am Fenster des Wirthshauses zu Kleinreuth, von wo aus man den Weg von der Stadt her vollkommen übersehen konnte. So gegen halb zwei Uhr wurde Handl in weiter Ferne sichtbar, die Meßstange, mit ihren angehängten Steinen, wiegte sich wie ein Waagbalken auf seiner Achsel; alle Augenblicke mußte er absetzen und verschnaufen, aber unverdrossen sackte er seine Last immer wieder auf und schleppte sie weiter. Eine gute halbe Stunde lang hatten seine Quälgeister am Fenster ihre Freude an seinen Qualen, sie zerplatzten fast vor Lachen. Endlich aber war Handl am schwer errungenen Ziele; er lehnte die Stange ans Haus und fragte die ihm entgegentretende Wirthin, ob Herr von Firnewein zugegen sey. — «Drinna sitz'n vöier Herr'n,» war die Antwort, «ob's aner dervoh iß, waß ih niht!» — Ohne weitere Frage trat Handl in die Wirthsstube, und — stand wie vom Blitz getroffen, als er die Bekannten erblickte, gegen die er so oft mit seiner Pfiffigkeit geprahlt, die ihm schon öfter prophezeiht

hatten, er werde schon einmal seinen Meister finden. Ihr schlecht verhaltenes Gelächter gab ihm die fürchterliche Gewißheit, er sey gefoppt; wüthend ergriff er einen steinernen Bierkrug und warf ihn dem Nächsten nach dem Kopfe, der jedoch, so etwas ahnend, den Wurf glücklich parirte; rasch griff der Ergrimmte nach dem andern Krug, aber die Freunde hielten nicht Stand, sie rannten zur Thüre hinaus. Auf das Zetergeschrei der Wirthin sprangen der Knecht und ein Taglöhner herbei und brachten den Rasenden mit einigen tüchtigen Püffen zur Besinnung. Handl mußte den zerbrochenen Krug bezahlen, und verließ, unter dem Schelten der Wirthin, fluchend und schimpfend das Haus und eilte der Stadt zu.

Der Schaden wurde ihm zwar ersetzt, aber seine Niederlage war entschieden, er durfte nicht mehr auftauchen, und bekam er ja so einen Rückfall, wollte er denn doch zuweilen noch renomiren, so war das einzige Wort Firnewein oder Meßstange hinreichend, ihn wieder auf lange Zeit niederzuhalten.

In der Fischergasse, im dritten Stock eines Hauses, wohnte seit mehr als vierzig Jahren eine alte, rechtliche Frau, die sich mit Spitzenklöppeln ernährte und unter dem besonderen Spitznamen

«Bethlehemi» dem ganzen Stadtviertel bekannt war; ihr eigentlicher Name war Dorothea Mausin, die Nachbarn nannten sie daher «Durla,» mit welcher Benennung sie auch sehr zufrieden war. Jenen Spitznamen soll sie daher erhalten haben, weil sie vor vielen Jahren die Gewohnheit gehabt hatte, das alte bekannte Kirchenlied: «Ein Kindlein geboren zu Bethlehem ꝛc.,» zu ganz unpassenden Zeiten, mit lauter Stimme abzusingen, bis ihr Jemand vorstellte, dieses Lied sey nur für die Weihnachtszeit eingerichtet, und müsse, zu einer andern Zeit laut abgesungen, Aufsehen erregen. Sie wählte hierauf zwar ein anderes Lied, aber der Name «Bethlehemi» blieb ihr.

Sie war sonst eine gute Frau, eine verträgliche Nachbarin; wenn sie aber ausging und Buben oder andere muthwillige Leute riefen: «Bethlehemi!» dann gerieth sie in Wuth, warf mit Steinen, oder was ihr sonst unter die Hände kam, um sich und schimpfte lästerlich.

In der Adventszeit, wo die Schüler der drei lateinischen Schulen ihr Nachtsingen, wie man es nannte, vor den Bürgerhäusern abhielten, kam auch ein Chor vor das Haus, in welchem die alte Mausin wohnte. Alle Jahre hatte sie bei dieser Gelegenheit einen Kreuzer in Papier gewickelt, dieses angezündet und so brennend hinuntergeworfen; auch dieses Jahr stand sie am Fenster, die milde

Gabe in der Hand, bereit anzuzünden. Der Gesang begann; zufälliger Weise hatte der Cantor eine Motette gewählt, welche mit den Worten anfängt: «Nicht Jerusalem, sondern Bethlehem, du bist mit nichten die kleinste rc.» Die alte Frau glaubte nicht anders, als daß ihr das von dem Cantor zum Possen geschähe, daß dieser jetzt den ihr so verhaßten Spitznamen sogar absingen lasse; erboßt zog sie den Kopf zurück, griff nach ihrem Wassertopf und schüttete ihn über die Schüler, wobei sie ihre Ladung so geschickt dirigirte, daß der Cantor keineswegs leer ausging. Die überraschten Sänger gafften in die Höhe, aber ein zweiter Wassersturz sprengte sie auseinander, und ein Strom von Scheltworten beschloß die Attake, worauf sie hastig ihr Fenster zuschlug.

Die Nachbarn, denen der Spaß nicht geringes Vergnügen gemacht hatte, belehrten den Cantor über den wahrscheinlichen Zusammenhang der Sache; er lachte zwar, als er aber an der andern Seite der Straße mit seinem Chor heraufsang, suchte er sich doch so viel als möglich außer der Schußweite der ergrimmten Alten aufzustellen.

Ein Schreinermeister hatte einen Lehrjungen, einen Ausbund aller heillosen Rangen, der einen tollen Streich um den andern ausgehen ließ, bei

denen er jedoch, seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit wegen, in seinem Meister immer einen gnädigen Richter fand, dessen Nachsicht ihn aber zu immer neuen Schwänken ermuthigte. Er führte des Meisters Rechnungen, fertigte die Conto's, kurz, er war seine rechte Hand, und saß daher auch bei Tische an seines Meisters Seite.

So anstellig aber auch dieser Bursche war, so ungeschickt bezeigte er sich, wenn er des Abends, beim Essen, das Licht putzen wollte; er löschte es fast jedesmal aus, und weder Spott noch Verweis konnte diese Ungeschicklichkeit verbessern.

Beim Abendessen mußte er jedesmal dem Meister seine gefüllte zinnerne Reifkanne hinstellen, und dieser hatte schon oft einen bedeutenden Defekt darin entdeckt, beim zweiten Trunk fand er sie oft schon über die Hälfte leer; er wurde aufmerksam, und bemerkte, daß der Umstand immer nur an einem solchen Abend statt fand, wo der Lehrbursche das Licht ausgelöscht hatte. Er schöpfte Verdacht, und nahm nun mit der Magd die gehörige Abrede, weil diese immer, wenn das Licht ausgelöscht wurde, in die Küche gehen mußte, um es wieder anzuzünden. Während dieser Zeit, schloß der Meister, müsse der Bierdiebstahl immer vollbracht werden.

Am nächsten Abend löschte der Junge das Licht wieder aus; scheltend nahm die Magd den

Leuchter weg, ging in die Küche und kehrte blitzschnell mit einem brennenden Lichte zurück; ebenso schnell riß aber auch der Lehrjunge die Kanne vom Munde und — setzte sie in die Schüssel mit Hirsebrei, die der Meister im Finstern an die Stelle gerückt hatte, wo vorhin die Kanne stand.

Der Dieb war gefangen, und der Meister griff nach der Karbatsche, um die Exekution zu vollstrecken; aber der Junge schrie aus Leibeskräften: «Worum will er mih denn schlog'n, Master? Er iß jo selber schuldi droh!»

«Wer? Ich, Schlink'l!»

«Freilih! Häit er die Schüss'l stöih lauß'n, su häit ih die Kand'l niht neih g'setzt!»

Der Zwinger am weißen Thurm führt seit langer Zeit den Namen «Hornzwinger» — in Nürnberger Volkssprache «Huhrnzwinger» — und mancher Fremde, der dieses Wort zufällig hörte, mochte auf den Gedanken kommen, es sey der allgemeine Wohnort für öffentliche Dirnen. Mancher schlich vielleicht durch diesen Zwinger, fand aber nichts anderes, als hier und da zerstreute Ochsenhörner und Klauen.

Denn die Benennung «Hornzwinger» kommt daher, weil das Kammmacherhandwerk seine Niederlage von Ochsenhörnern und Klauen dort hatte,

wo sie in gewissen Portionen unter die sämmtlichen Meister des Handwerks vertheilt wurden.

Eine junge Meistersfrau kam auch einst zu der Theilung, und auf die Frage, warum denn ihr Mann nicht selbst komme? gab sie zur Antwort: «Mei Moh iß jo immer kronk; öiz mouß ih ner mach'n, daß er Hörner kröigt; er koh jo nix meiher mach'n, öiz mouß halt der G'sell für ihn ärbeten.» —

Ein Bauersmann stand auf dem Markte und blickte suchend und kopfschüttelnd an den Aushängeschildern der Häuser umher, endlich trat er auf einen Bürgersmann zu mit der Frage: «Wou koh mer denn dau die Rauchzäpfla hob'n? Ih soll mein Herr Pfarra ani mitbringa.» — «Geih er ner mit, ih will's 'n weis'n,» war die Antwort des Befragten. Er führte nun den Bauern vor das Haus eines Kürschners, und indem er auf die Aushängetafel zeigte, fragte er: «Kohn er lös'n?» — «Ih glab's gern!» gab der Landmann fast grob zurück. — «No, su lös' er döi Toaf'l.» — Und der Bauer las: «Rauchhandlung von Eusebius Goldfuchs. — Oh, ich Ochs!» wandte er sich nun entschuldigend an den Bürger, «er haut röcht, dau steiht's jo, dau haut mer die Rauchzäpfla! Ih bedank' mih recht schöi!» und

so trat er in den Laden, der Andere aber stellte sich lauschend hinter eine Bude.

Es währte nicht lange, so flog der Bauer zum Laden heraus, und die drohenden Gestalten des erboßten Kürschners und seines Gesellen wurden unter der Thüre sichtbar; mit geballten Fäusten drohten sie dem Bauern, der jetzt Hut und Stock zusammenraffte und sich nach seinem zurechtweisenden Freund umsah, wahrscheinlich um ihm für seine Gefälligkeit zu danken; doch dieser fand nicht für gut, sich finden zu lassen.

Ganz gewiß hielt der hitzige Kürschner die Frage nach Rauchzäpflein für eine Fopperei des Bauern, und Meister und Geselle, in einer Ansicht vereinigt, erbarmten sich des Mannes und warfen ihn zum Laden hinaus.

Ein Seifensieder hatte sich den Ausdruck: «au contraire!» so sehr angewöhnt, daß er ihn im Laufe des Gesprächs alle Augenblicke und an ganz unpassenden Stellen anwendete. Einst stand er wegen einer Streitsache vor Gericht, und der Schöffe verwarnte ihn mit den Worten: «Wenn er seinem Nachbar noch einmal so begegnet, lasse ich ihn einsperren!» — «Au contraire!» fing der Seifensieder an, und wollte weiter reden, aber der Richter wandte ihm den Rücken und ging lachend weg.

Derselbe wollte für einen guten Reiter gelten, obgleich die vielen Unfälle, die er bei seinem Reiten erfuhr, nur schlecht für seine Geschicklichkeit sprachen. Einst, nach einem solchen unglückseligen Ritt, sagte ein guter Freund zu ihm: «Gestern hätte dich dein Pferd aber bald heruntergeworfen.» «Au contraire!» war die Antwort.

Ein gewisser Brummel, der von seinem ungewöhnlich großen Kopf den Spitznamen «Kopfel» erhalten hatte, legte sich einst sehr weit aus seinem Fenster, um den Tüncher beobachten zu können, der eben die Hausthüre anzustreichen beschäftigt war. Dieser, dem der großköpfige Zuschauer schon lange lästig war, warf auf einmal den Pinsel weg und stellte sich mit ausgebreitetem Fleck (Schürze) unter das Fenster. — «Nun! was soll das?» fragte Brummel. — «Es iß ner,» war die Antwort, «wenn's eppet des Ueberg'wicht kröig'n und fall'n roh, daß ih Ihnen affanga koh.» —

Einst wurde die Bürgerschaft zur Entrichtung einer Kopfsteuer auf das Rathhaus citirt. Brummel erschien ebenfalls. «Diz woll'n mer ner sög'n, wos der Kopf'l Kuhpfsteuer zohl'n mouß!» witzel-

ten Einige. Der Stadtknecht mahnte zur Stille. Ein Nachbar Brummels sollte 24 Kreuzer Kopfsteuer bezahlen; er fand dies zu viel, und setzte hinzu: «Wenn ih vöirazwanzk Kreuzer zohl'n soll, nau mouß doch der dau (auf Brummel zeigend) vöirazwanzk Gild'n zohl'n; denn Kuhpf und Köpfla iß doch a Unterschied.» —

Auf dem Nachhausewege von Schweinau gerieth Brummel mit einem Metzgermeister in so heftigen Wortwechsel, daß endlich beide ihre spanischen Rohre erhoben und damit auf einander los droschen. Die wohlgeführten kräftigen Streiche des Metzgers fielen so hageldicht auf Brummels großen Kopf, daß er mit Wunden und Beulen bedeckt den Kampfplatz verlassen mußte.

Es kam zur Klage. Der Richter fragte unter anderm den Metzger, warum er seine Streiche so ausschließlich nach Brummels Kopfe geführt, dessen Rücken und Arme aber fast ganz verschont habe; es verrathe dies eine bösliche Absicht. — «Hochfreiherrlih Gnoad'n,» war die Antwort des Metzgers, «ih hob goar ka bäißa Absicht derbei g'hat; ih bin a Metzker, ih bin's g'wohnt, daß ih die Ochs'n vur'n Kuhpf schlog, und ba uns'rer Schliegerei hob ih halt grod g'mahnt, ih bin in meiner Bänk und hob an Ochs'n vur mer. Der-

nau ba den, dau mog mer hih haua, wou mer will, su trifft mer'n Kuhpf; öiz meiner iß scho niht su gout z' treff'n.»

Ein Bierwirth, der, besonders an Markttagen, starken Besuch von den Holz- und Kohlenbauern und auch von andern Landleuten hatte, machte am grünen Donnerstage seine Gäste darauf aufmerksam, daß er heute mit ganz vortrefflichem Ochsenfuß versehen sey; er habe nämlich von dem Metzger den ganzen Schlag (die vier Füße und das Maul) vom Osterochsen gekauft.

Sogleich verlangten alle anwesenden Bauern von diesem ihren Lieblingsgerichte; der Wirth trug augenblicklich auf. Einige dreißig Bauern hieben nun unmenschlich ein, und alle gestanden einmüthig, ein ähnlicher delikater Ochsenfuß sey ihnen noch nicht vorgesetzt worden. — «Wierth! noh a Portion!» schrien die meisten. Rastlos trug der Wirth auf; sein Vorrath schien unerschöpflich. Endlich aber schien die Thätigkeit der Gäste erschöpft, nur einzelne Mäuler arbeiteten noch träge; da erklärte der Wirth, daß er übermorgen, als am heiligen Abend, mit der zweiten Hälfte des Osterochsenfußes aufwarten werde.

Die Bauern schrieben sich diese Verheißung hinter die Ohren. Am Sonnabend kamen, nebst

den alten, noch eine Menge anderer ländlicher Liebhaber, denn das Gerücht von dem köstlichen Osterochsenfuß war in mehrere Dörfer gedrungen, alle wollten davon haben, und alle wurden befriedigt.

Der Dorfschulze konnte nun aber nicht länger schweigen. «Wierth!» hub er an, «wöi viel Bah und Mäuler haut denn der Austerochs g'hat?»

«No, wöi viel haut denn a Ochs? Vöier Bah und a Maul.»

«Wöi grauß senn's denn dernau g'wöst?»

«Ga, a Bah iß scho su dick g'wöst, wöi ih in Leib bin, und a Maul haut er g'hat, wöi a Schulz.»

«Nau laußa mer's g'fall'n, denn sunst könnt's niht sey, daß mei ganza G'mah und noh a poar anderi zwöi Tög droh z' ess'n g'hat häit'n.»

Auf dem Nachhausewege legte der pfiffige Schulze den Finger an die Nase und wandte sich an seine Bauern. «Horcht, Leut',» fing er an, «dös secht 'r doch eih, daß uns der Wierth oh-g'föihert haut; wenn es der niht unter den Ochsafouß a Rindflasch g'schniet'n haut, su fress' ih euch alli für Ochsafouß! Vöier Föiß und ah Maul langa amoal su weit niht, und wenn's noh su grauß g'wöst senn.»

Seelenvergnügt, fast übermüthig, den Hut trotzig in die Stirne gedrückt, trat ein Bauer in das Weinhaus zum Posthörnchen und verlangte einen Schoppen Wein, «ober an gout'n!» rief er dem abgehenden Wirth nach. Der Wein wurde gebracht. «Nun, Freund,» fragte der Wirth, «heute guten Markt gemacht?» — «Heunt haut's passöiert!» war die Antwort des trotzigen Bauern: «'s iß niht viel Woar dau g'wößt; hob'n hob'n sie's möiss'n, dau hob'n's ah broav zohl'n möiss'n, ha, ha, ha! Noh a Schöppla! Haut er denn kan bessern? Der dau iß mer niht scharf g'noug!» — «Warum nicht? Er soll gleich schärfern haben!» versetzte der Wirth lachend und ging. — «Ga,» fuhr der Bauer fort, «wemmer döi Stodtleut' niht manchmoal su droh kröiget, möcht' der Teuf'l a Bauer sey! Heunt hoh ih's amoal g'scheidt blech'n lauss'n! — Su, der Weih iß mer röcht, den g'spürt mer doch af der Zunga!» — Hier wandte er sich zu seinem Tischnachbar, der eben ein Paar Bricken verzehrte. «Mit Verlahb,» fragte der Bauer, «wos haut denn der Herr dau?» — «Eig'machti Brautwörscht!» war die Antwort. — «Döi senn g'wieß recht theuer?» — «Ah baleib, es kost't halt ah ana zwöi Kreuzer; 'n Essi und 'n Pfeffer rechent der Wierth niht.» — «He!» rief der Bauer und zeigte auf den Teller seines Nachbars, «mir ah a halb Duzed! Nehm' er ner

gleih noh a Schöppla Weih mit!» — Im Augenblick stand ein halb Duzend Bricken, nebst dem Wein, auf dem Tisch, und in der nächsten Viertelstunde war alles verzehrt. — «No,» meinte der Bauer witzig, «af an halb'n Duzed kohn ih niht stöih; bring' er ner des ander halb ah noh reih!» — Sein Verlangen wurde auf der Stelle erfüllt. Der Tischnachbar war inzwischen fortgegangen. — «Noh a Schöppla!» rief der Bauer, «nau macht er mer mei Zech!» — Die Gäste rückten gespannt zusammen. — «So, mein Freund!» hier setzte der Wirth den verlangten Schoppen hin, und fuhr rechnend fort: «Vier Schoppen machen einen Gulden, zwölf Bricken thun vier Gulden achtundvierzig Kreuzer; macht alles zusammen fünf Gulden achtundvierzig Kreuzer.» — Der Bauer saß wie vom Donner gerührt, mit weit aufgerissenem Munde starrte er den Wirth an — «Wöi viel?» stotterte er. — Kaltblütig wiederholte der Wirth: «Fünf Gulden achtundvierzig Kreuzer!» — «Ga,» rief der Bauer ganz außer sich, «kost'n denn döi eig'macht'n Brautwörscht su viel?» — Der Wirth wurde hitzig: «Er ist ein eingemachter Narr! Bricken hat er gegessen, und keine Bratwürste! Und da kostet das Stück vierundzwanzig Kreuzer! Frag' er nur die Herren da.» — Alle Gäste bejahten das Gesagte. — «Ja, ober,» fuhr der Bauer ziemlich

kleinlaut fort, «mei Nachber dau haut mer jo g'sagt, es senn Brautwörscht, ana kost' zwöi Kreuzer, und fur Essi und Pfeffer nehmet er nix.» — «Sein Nachbar hat ihn zum Besten gehabt. Mich hätte er fragen sollen; ich bin der Wirth, und mache die Zeche so gut, wie er sie heute den Stadtleuten auf dem Markte gemacht hat.» — «Ja,» fing ein Gast lachend an, «wenn mer döi Bauern niht su manchmoal droh kröiget, möcht' der Teuf'l a Burger sey!» — Mit einem ganz eigenen Gesichte zog der Bauer den Beutel, bezahlte und trollte sich, unter dem schallenden Gelächter der Gäste, zum Tempel hinaus, indem er den Wirth mit seiner Zeche, den Tischnachbar und die eingemachten Bratwürste in den Abgrund der Hölle verfluchte.

Vier Nürnberger, gute Freunde und Nachbarn, besuchten viele Jahre lang, Sommer und Winter, ohne alle Rücksicht auf Witterung, jeden Sonnabend das Wirthshaus zu Thon, eine Viertelstunde von Nürnberg, wo dann die Hauptunterhaltung mit den Bauern sich immer anfänglich um Politik, und wenn es später wurde, um Geister- und Hexengeschichten und um Schatzgräbereien drehte. Die tollsten und schauerlichsten Geschichten kamen da aufs Tapet, und fanden, damals noch mehr als

jetzt, unter den Bauern gläubige Zuhörer, von denen fast jeder etwas aus Ueberlieferung, oder wohl gar aus eigener Erfahrung aufzutischen wußte.

Wenn auch drei der Nürnberger Gäste nicht unbedingt jeder Erzählung Glauben beimaßen, so waren sie doch auch weit entfernt, alles und jedes schlechtweg zu verwerfen; nur der vierte war ein ausgezeichneter starker Geist, jede Erzählung suchte er natürlich zu erklären, den Teufel und alle Hexen lachte er geradezu aus, und alle Schatzgräbereien erklärte er für Betrug oder Narrheit. Umsonst waren alle Betheuerungen der Bauern, als Augenzeugen mancher entsetzlichen Geschichte; vergebens war das Beispiel seiner billigern Freunde, und wenn er oft so gegen Mitternacht alle Teufel und Hexen vermessen in die Schranken forderte, daß den Bauern die Haare empor standen, dann nannten sie ihn einen gottlosen Frevler, der schon noch einmal mit Schaden klug werden würde.

Eines Sonnabends im Winter, als eben die gewöhnliche Unterhaltung im vollen Gange war, klopfte es an die Hausthüre. Der Wirth öffnete, und trat nun mit einem reisenden Handwerksburschen in die Stube, der sich bescheiden erkundigte, wie weit es noch nach Nürnberg sey. « Eine kleine Viertelstunde; und wenn er noch ein wenig warten will, so bekommt er Gesellschaft; die Herren

dort sind aus Nürnberg,» berichtete ihm der Wirth. «Ich habe nichts zu versäumen,» sagte der Reisende, warf sein Felleisen auf die Ofenbank, sich daneben, und forderte ein Glas Bier.

Die kleine Störung, durch den Eintritt des Fremden veranlaßt, war bald vorüber, und jetzt brachte ein Bauer eine Geistergeschichte aufs Tapet, die den Zuhörern kaltes Frösteln durch die Glieder jagte. Der Erzähler war eben zu Ende, und alles saß, wie gewöhnlich nach solchen Erzählungen, in tiefe Betrachtung versunken. Der starkgeistige Nürnberger nahm zuerst das Wort; er machte sich über die so eben erzählte Geschichte lustig und erklärte sie ohne weiteres für blauen Dunst, für eine derbe Lüge, die man dem Erzähler gelegentlich aufgeheftet.

Da stand der Handwerksbursche auf und trat an den Tisch, den die Nürnberger besetzt hatten, indem er um Erlaubniß bat, seine Pfeife anzünden zu dürfen. «Nicht wahr, Freund,» redete ihn der Gespensterläugner an, «er mag schon weit in der Welt herumgekommen seyn, aber ein Gespenst hat er doch noch nicht gesehen?» — «Nein, das habe ich bis Dato noch nicht,» antwortete der Angeredete, «aber erfahren und gelernt habe ich so Manches, was sich nicht so schlechterdings begreifen läßt.» — «Alles nichts,» spöttelte der Andere, «lauter Einbildung, lauter Betrug!» —

«Nicht Alles!!» rief mit starker Stimme der Fremde, und legte seine Hand auf das Haupt des Zweiflers, der jetzt plötzlich mit weit offenem Munde gräßlich umherstarrte, reden wollte, aber nicht konnte, — er hatte die Sprache verloren. — Alles gerieth in Aufruhr; die Nürnberger waren um ihren Freund beschäftigt, die Bauern stierten scheu nach dem besondern Handwerksburschen, der, ruhig wieder auf der Ofenbank sitzend, seine Pfeife rauchte. Der Wirth ersuchte ihn endlich, ziemlich betroffen, er möchte doch dem Herrn wieder zu seiner verlornen Sprache verhelfen. Sogleich stand auch der Fremde auf, trat an den Tisch, und indem er wieder feierlich die Hand auf das Haupt des Spötters legte, fragte er ihn: «Glauben Sie nun, daß es Dinge giebt, die wir nicht verstehen?» — Der Stumme nickte bejahend. — «Dein Glaube hat dir geholfen! Bezweifele fortan nicht alles, was du nicht begreifst!» fuhr der Wundermann mit Salbung fort und zog seine aufgelegte Hand zurück. — Da schloß sich plötzlich der Mund des Berührten, er hatte seine Sprache wieder; aber die Lust, besondern Gebrauch davon zu machen, schien ihm vergangen zu seyn. Er trocknete sich den Angstschweiß ab, und sein scheuer Blick suchte fortwährend den unheimlichen Bekehrer, während sich Erstaunen und Scheu vor dem Unbekannten aller Anwesenden bemeistert hatte.

Dieser stand noch immer am Tisch, seine Pfeife ordnend; endlich fing er an, indem er auf einen Nürnberger zeigte: «Sie, mein Herr, haben in Ihrer Brusttasche einen Brief, den Sie heute von Kitzingen erhalten haben, in welchem Ihnen der Empfang des bestellten Weines binnen acht Tagen zugesichert wird.» — Starr vor Erstaunen, griff der Angeredete in die bezeichnete Tasche und zog den erbrochenen Brief hervor, den er sogleich dem Wirth zum Vorlesen hinreichte; der Inhalt war genau, wie ihn der Fremde angegeben hatte, dessen Allwissenheit jetzt eben so viel Bewunderung erregte, als seine vor einigen Minuten bewiesene Macht in Schrecken gesetzt hatte.

«Aller guten Dinge müssen drei seyn,» nahm der Angestaunte das Wort wieder, «und da diese Herren hier meine Begleiter nach der Stadt seyn wollen, so will ich allen Vieren ihr Lebensalter sagen: es liegt in der Summe 194; denn Sie dort zählen 48, Sie hier 54, der Herr dort 52 und hier mein bekehrter Thomas 40 Jahre, alle ihre Jahre, zusammengezählt, geben die angegebene Summe 194.» — Ueberraschten sahen sich die Freunde an und gestanden, daß jede Angabe richtig sey. Das war denn doch zu toll. Alle Unterhaltung stockte; die Bauern steckten die Köpfe zusammen und theilten sich heimlich mit, was laut zu sagen keiner gewagt haben würde; und als der

unbekannte Wundermann sein Felleisen aufhuckte, nach Hut und Stock griff, und die Nürnberger ganz still und betroffen aufbrachen, so schlichen denn auch sie sich, einer nach dem andern, den Kopf von dem Gesehenen und Gehörten ganz voll, nach Hause.

Als aber die vier Nürnberger mit ihrem Handwerksburschen weit genug vom Dorfe entfernt waren, um nicht mehr gehört zu werden, da brachen sie alle fünf in ein lange mühsam verhaltenes Gelächter aus. Der Eine wußte diese, der Andere jene Possierlichkeit der Zuhörer im Wirthshause herauszuheben; denn man erräth leicht, daß der Handwerksbursche, ein junger Mann, ein guter Freund der andern Viere, und das Ganze ein einstudiertes Possenspiel war, um die Bauern verwirrt zu machen.

Lange Zeit wurde die Sache alle Sonnabende besprochen, bis endlich der vorgebliche Handwerksbursche selbst in die Abendgesellschaft kam und sich zu erkennen gab. Nun wurden freilich den Bauern die Wunder jenes Abends klar, und sie mußten eingestehen, daß wohl die meisten Geschichten der Art nichts weiter als das Werk einer planmäßigen Betrügerei seyn möchten, die, berechnet auf die Leichtgläubigkeit und auf den vorherrschenden Hang der Menschen zum Uebernatürlichen, nur selten ihre Wirkung verfehlen konnten.

Es war vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, als die preußischen Werber durch alle Länder des deutschen Reiches ihr Geschäft in höchster Ausdehnung trieben. Mögeldorf, eine Stunde von Nürnberg entfernt, war ihr Hauptlockheerd, und wer etwa mit den Gesetzen über das Knie gespannt war, wer etwas verbrochen hatte, arbeitscheue Handwerker und liederliche Lehrbursche liefen nach Mögeldorf und ließen sich bei den galanten, freigebigen Herren Preußen anwerben. Hier hatte der Rekrut die Wahl unter allen Waffengattungen der Armee; Kerle von fünf Fuß ließen sich zur Garde engagiren, und wurden bei ihrer Ankunft im Lande einem Depot-Bataillon zugetheilt, so wie überhaupt die Waffenwahl des Rekruten von gar keiner Gültigkeit war; ein solches Versprechen zu geben, stand jedoch den Werbern frei, es war, nebst dem Handgelde, der Köder für die dummen Tropfe.

Aber auch mancher unvorsichtige junge Mann wurde weggekapert. Wenn sich ein solcher mit den freundlichen, galanten Preußen beim Trinken vergaß, wenn er vielleicht benebelt wurde, dann wurde ihm, wenn sonst Ueberredung nichts fruchten wollte, der Federhut mit Gewalt aufgesetzt, und er war ohne Rettung verloren. Freilich kam es oft zwischen den Freunden des Gekaperten und den Werbern zu Schlägereien, in welchen letztere nicht

selten den Rekruten sammt dem Handgeld verloren; aber gewöhnlich schafften sie ihre Opfer bei Nacht fort, wo gut bezahlte Bauern mit Fuhrwerk stets ihres Winkes harrten; denn als listig und gewandt waren die preußischen Werber vor allen andern bekannt.

Damals lebte in Nürnberg ein junger Beutler, Namens Dill, der wegen seiner ungewöhnlich krummen Beine, die einem Paar Fragezeichen ähnlich waren, den Spitznamen «Sesselg'stell» erhalten hatte, und wirklich sieht man noch an alten Sesseln Beine, wie sie jener Beutler hatte. War aber auch sein Pedal bedeutend vernachläßigt, so war sein Oberkörper desto günstiger bedacht; er konnte schön genannt werden, der angenehmste Kopf, mit rabenschwarzen Haaren, saß auf breiten Schultern, mit wohlgeformten Armen. Wenn Dill hinter dem Tische saß, so konnte er für einen Mann von wenigstens 5 Fuß 6 Zoll gehalten werden; allein dieser ansehnliche Rumpf ruhte auf Beinen, die nicht viel über einen Fuß lang waren.

Gleichwohl war Dill stets guter Laune, zu allen leichtfertigen Streichen aufgelegt, und ging irgendwo ein tüchtiger Schwank aus, so war gewiß das «Sesselg'stell» dabei gewesen; seine Krüppelhaftigkeit und sein guter Humor enthoben ihn immer aller Verantwortlichkeit, und stets fanden sich ein Paar Fäuste, bereit, seine Sache auszukämpfen.

Schon lange hatten es einige lose Vögel auf die preußischen Werber gemünzt; endlich war der Plan reif, die Rollen wurden vertheilt, und Dill erhielt die Heldenpartie des Stücks. Eines Tages nun verfügte sich die Gesellschaft nach Mögeldorf, in ein ganz verlassenes Wirthshaus; dem Wirth wurde Verschwiegenheit auferlegt, und jetzt ging der Jubel los. Dill saß hinter dem Tisch, rechts und links seine Freunde, laut schallte ihr fröhlicher Gesang bei offenen Fenstern durch das Dorf hin, lieblich schlug er an die lauschenden Ohren der Werber, die nicht leicht so eine Gelegenheit unbenützt ließen, ihr Netz zu stellen. Es währte auch nicht lange, so traten zwei riesenlange Preussen in die Wirthsstube, grüßten höflich und baten um Erlaubniß, an dem Tische Platz nehmen zu dürfen, was denn eben so höflich bewilligt wurde.

Bei dem Anblick so vieler junger, handfester Leute lief den Werbern das Wasser im Munde zusammen; doch erkannten sie auch, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sey, daß man hier, wie sie sich ausdrückten, «sachte auftreten müsse.» Sie fingen daher mit Lobeserhebungen ihres großen Königs und seines Dienstes an, und schilderten das herrliche Garnisons- und Casernenleben. Niemand nahm Notiz davon; nur Dill war ein aufmerksamer Zuhörer, er stieß etliche Male mit den Werbern an und bezeigte große Lust, das gelobte Land

Preußen zu sehen. «Was haben Sie wohl für eene Kunst oder Jeschäft?» fragte der Werber. «Ich bin a Gloser,» war die Antwort «Jott verdamm' mir!» rief der Preuße, «da könnten Sie jleich Rejiments-Jlaser werden!» — «Dös wär' g'scheidt!» meinte der Pseudo-Glaser. — Nun ließen die Preußen Wein bringen, und bald klangen die Gläser auf das Wohl des großen Königs und seiner Garde, denn für diese hatte Dill bisher die größte Aufmerksamkeit gezeigt; seine Kameraden hatten ihm zwar verschiedene Male, zum größten Verdrusse der Werber, vorgestellt: er möge wohl überlegen, was er thun wolle; allein Dill, halb berauscht, wies die Freunde zurück und verbat sich alle weitere Einmischung in seine Angelegenheiten. Genug, beim dritten Glase saß schon der Federhut auf des Rekruten schwarzem Lockenkopfe. Eine Bouteille Wein folgte der andern; der neue Gardist konnte barbarisch trinken. Er hatte kein Handgeld genommen, eben weil er sich ausdrücklich zur Garde hatte anwerben lassen, und daher mußte er auch besonders honett behandelt werden.

Nach ein paar Stunden schien es aber doch den Werbern mit dem Abmarsch Ernst werden zu wollen. «Nun, Kamerad,» hieß es, «vorwärts! Wir müssen heute noch bis Lauf; von dort werden Sie mit Extrapost nach Potsdam zum Jarde-

Rejiment jebracht.» — «Vorwärts, nach Potsdam!» jubelte der betrunkene Rekrut. Die Kameraden standen auf, und der Gardist rutschte nach, so lang die Bank war. Plumps! stand er am Boden; ein Werber, in der Meinung, er wolle fallen, griff nach ihm, und — wurde jetzt plötzlich die Schlangenbeine des Rekruten gewahr. — «Was Schwerenoth!» schrie er, «was sind das für Beene!» — «Jott verdamm' mir!» rief der andere, «ick jlobe, wir sind jefoppt!» — Das donnernde Gelächter der Gesellschaft bestärkte sie in diesem Glauben; aber ein Blick auf die rüstigen Freunde Dills überzeugte sie schnell, daß hier das Gerathenste sey, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie spaßten nun selbst über den Schwank, zogen aber doch bald nachher sehr höflich, jedoch ohne einen Rekruten, ab. — Dill aber wurde von da an von seinen Freunden der «Sesselg'stell-Grenadier» genannt.

Wie unter allen aristokratisch-demokratischen Regierungen eine stete Reibung dieser beiden Parteien statt findet, so waren auch die reichsstädtischen Nürnberger mit ihrem Magistrat stets über das Knie gespannt, und machten dann, wenn es nicht anders gehen wollte, ihrem Unmuth durch

beißende Witze in schriftlicher und bildlicher Form Luft. In den Sammlungen der Noriker finden sich noch eine Menge solcher Ausfälle, die den Geist und Charakter jener Zeit getreu schildern; unter ihnen zeichnen sich besonders Dosen aus, die durch außen und innen angebrachte Gemälde die Schwachheiten der damaligen Regierung, Tagsbegebenheiten und Schwänke, oft auf die derbste Weise, versinnlichen.

Ein gewisser Bürger gebrauchte immer, wenn von einem gewissen Rathsherrn die Rede war, den Ausdruck: «Den hob ih in mein Sook!» — Er selbst erklärte sich nicht weiter darüber, und so glaubte denn Jedermann, der Mann müsse von dem Rathsherrn etwas wissen, was diesen zur Nachsicht gegen den Schreier bestimme.

Inzwischen kam die Sache zur Kenntniß jener Magistratsperson, welche den Sprichwörtler vorfordern ließ und mit der Frage anredete: «Er sagt immer, er habe mich im Sack; was will er damit sagen?»

«Nix, als wos wauher iß,» war die Antwort des Bürgers, indem er eine Schnupftabaksdose aus der Tasche (Sook) hervorholte und solche dem Inquirenten vorhielt, der sein wohlgetroffenes Bild auf dem Deckel erblickte. Er wollte nach der Dose greifen; aber der Bürger steckte solche schnell wieder in die Tasche, mit den Worten: «Ih hoh

Ihnen ner weis'n woll'n, daß ih Ihnen in Sook hob.»

Aber jetzt stieg in dem Rathsherrn der Verdacht auf, die Dose möchte inwendig noch ein anderes Gemälde enthalten; er ließ sich daher solche noch einmal zeigen, und fragte weiter: «Von Aussen bin ich sehr gut getroffen; wie sieht's aber inwendig aus?»

«Schwoarz und huhl und leer,» war des Bürgers Antwort, indem er die Dose öffnete. Sie hatte wirklich die drei angegebenen Eigenschaften.

Der Rathsherr fühlte den Stich, und entließ den Mann mit der Weisung, sich jenes Sprichworts für die Zukunft zu enthalten.

In den achtziger Jahren mußten die Bürger-Compagnien einige Zeit den Wachtdienst — versehen. Versehen wurde freilich alle Augenblicke etwas, denn die alles Dienstes Unkundigen, aller militairischen Ordnung Entwöhnten betrachteten die Sache als eine für sie — allerdings — lästige Aufgabe, und selbst der Drang der Umstände, obwohl schnell vorübergehend, konnte sie nicht vermögen, die unvermeidliche Last mit einigem Anstand und gehöriger Form zu tragen; die Humoristen unter ihnen bezeichneten einen solchen Ak mit dem Ausdruck «Burgerlust.»

Eines Abends übergaben die Schützen und Streifer (ehemals die Stadt-Polizeimannschaft) der Hauptwache zur Verwahrung für diese Nacht einen gefährlichen Dieb und Gauner, nach dem man schon lange gefahndet, und der endlich nun in einem Garten vor dem Lauferthore festgenommen worden war. Die Schützen bemerkten bei der Uebergabe des Patrons, daß man die gehörige Aufsicht nicht verabsäumen möge, da der Kerl, eben so listig und verschlagen, als gefährlich, alles aufbieten dürfte, um seine Freiheit wieder zu erlangen, ehe er morgen durch ein festeres Gewahrsam an jedem ähnlichen Versuche verhindert werde; mit dem Früheſten solle er zum ersten Verhöre abgeholt werden.

Der Lieutenant, als Commandant der Wache, hatte herkömmlich mit einbrechender Nacht seinem Corporal das Commando übergeben, und schlief jetzt ruhig und sanft neben seiner Getreuen im hochgethürmten Bette, unbekümmert um Wache und Dienst.

Der Corporal empfing, ganz im Gefühl seiner Allgewalt, den verdächtigen Gast; mit barschen Worten, wobei er seine Fistel zum tiefsten Baß herunterdrückte, wies er seinem Arrestanten wohlweislich den Hintergrund des Zimmers zum Aufenthalt an, wo es, seiner Ansicht nach, selbst einem Trenk nicht einfallen konnte zu entkommen, ohne

den, freilich meist gelagerten, Phalanx der Wachtmannschaft zu durchbrechen. Aber auch die Besorgniß erregende Schläfrigkeit seiner Untergebenen wußte der schlaue Corporal zu beseitigen; er schlug vor, ein «Tausend 'nein» zu machen, und schnell war alles auf den Beinen; zwei Partien, jede von fünf Mann, rangirten sich zu diesem beliebten Nationalspiel, das hier ausgezeichnete Meister aufzuweisen hatte, die übrigen gruppirten sich als Zuschauer um die Spieler, selbst der Arrestant kroch aus seinem Hintergrunde hervor und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit das Spiel. Eingedenk der Wichtigkeit seines Postens, wollte ihn zwar der Corporal sofort wieder in seinen finstern Winkel zurückscheuchen, doch auf die Fürbitte seiner Mannschaft erlaubte er ihm zu bleiben. Diese Fürbitte vergalt der Arrestant auf der Stelle durch einige feine Bemerkungen über dieses Spiel, welche ihn als großen Meister beurkundeten und bald das allgemeine Mitleid für ihn rege machten.

Aber bei Bemerkungen über das Spiel im Allgemeinen blieb der Schlaue nicht lange stehen, er äußerte sich jetzt schon mit beißendem Witze über die Böcke, welche einige Spieler machten; doch da diese ihn schweigen und in seinen Winkel kriechen hießen, so schwieg er zwar einige Augenblicke, jedoch nur, um bei dem Hauptfehler eines Spielers mit verschärften Ausdrücken diesem seine Unkunde

des Spiels zu beweisen. Aber jetzt erhoben sich alle Spieler und Zuschauer auf einmal, und der Corporal, an ihrer Spitze, erklärte dem naseweisen Arrestanten, wenn er noch die geringste Bemerkung verlautbare, so würde geschehen, was ihm nicht lieb seyn dürfte; eine Handbewegung des Wortführers nach der Thüre kommentirte diese Worte.

Nach dieser nachdrücklichen Verwarnung, die der Spitzbube mit scheinbarem Gefühle seines Unrechts hinnahm, ging das Spiel wieder seinen ruhigen Gang. Plötzlich aber brach der Arrestant los: «Ich will des Teufels seyn, wenn bei mir nicht die Buben dies Spiel besser spielen, als ihr alle mit einander!» — Wie vom Sturmwind aufgejagt, sprangen jetzt die erboßten Spieler empor, packten den Krakeler und — warfen ihn zur Wachtstube hinaus. Der Corporal schloß die Operation mit der Bemerkung: so müsse es Jedem gehen, der in ein Spiel rede, wenn er auch nicht so grob werde, wie der eben Expedirte.

Aber nach einigen Minuten fiel es dem Corporal und seiner Mannschaft ein, daß sie durch das Hinauswerfen dem Arrestanten einen großen Gefallen erzeugt, sich selbst aber die schwerste Verantwortung zugezogen haben dürften. Und so war es auch wirklich; der Arrestant war und blieb verschwunden. Die Wachtmannschaft wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt, der Corporal zur gedop-

pelten, welche noch durch Degradirung verschärft wurde.

Nach einiger Zeit soll der Spitzbube einen ziemlich spitzigen Brief an den Corporal, dessen Namen er in jener Nacht zufällig erfuhr, geschrieben haben, in welchem er ihm und seiner Mannschaft für ihre schnelle Handhabung der Justiz dankte, und sich erbot, ihnen noch einige Regeln über das Spiel zu geben, deren erste seyn sollte: nicht Jeden, der unberufen in das Spiel redet, sogleich zur Thüre hinauszuwerfen.

Wenn zu jenen Zeiten die Kaiser durch Nürnberg nach Frankfurt am Main zur Krönung reisten, so mußte bei ihrer Ankunft sowohl, als bei ihrer Abreise, die Bürgerschaft paradiren, das heißt, vom Thore bis zum Absteigequartier des Reichsoberhauptes Spalier machen. Es war eine Herkules-Arbeit, diese Mannschaft aufzustellen oder von der Stelle zu bringen. Das belebende Prinzip dieser Evolutionen waren nun die Feldwebel, gediente Soldaten aus dem fränkischen Kreis-Militair, denen diese Stelle gleichsam als eine Pension zugewiesen wurde. Da nun bei den Bürger-Compagnien Officiere und Gemeine gleich unwissend waren, so hatte der Feldwebel die schwierige Aufgabe zu lösen, es mit keinem Theile ganz zu verderben.

Bei einem solchen feierlichen Aufzuge hatte sich ein Bürger-Capitain schon über eine Stunde abgemüht, seine Compagnie zu richten; alle seine Bemühungen scheiterten jedoch an der Unbeholfenheit und dem Starrsinn der Mannschaft. Bald trat einer heraus, bald ein anderer zurück, keiner blieb ruhig stehen oder beachtete nur im Geringsten den Befehl seines Capitains; endlich brach der Feldwebel los: «Herr Capitain,» sagte er ziemlich laut, «lassen Sie's gut seyn, Ihre Leute richtet kein Mensch, die mag Gott einst richten am jüngsten Tage, wenn die Lebendigen und die Todten gerichtet werden.»

Noch in den achtziger Jahren wurde von den alten Umwohnern des Spittlerthores der Name «Knoll» nicht ohne Lächeln genannt; denn dort, in einem der letzten Häuser am Thore, wohnte der alte Knoll, ein Wittwer, der von seinen Renten lebte, und, unter vielen andern Sonderbarkeiten, auch die Marotte hatte, alle Tage, Sonn- und hohe Festtage nicht ausgenommen, den Weg rund um die Stadt zu machen; keine Rücksicht auf Jahreszeit oder Witterung konnte ihn auch nur einen Tag von dieser Gewohnheit abhalten. Regelmäßig um ein Uhr nach Tische öffnete sich Knolls Hausthüre, der Alte schlüpfte heraus; alle Nachbarskin-

der, die etwa eben zur Schule gingen, reichten ihm dann die Hand, die er freundlich drückte, denn er sah überhaupt die Kinder gern, ohne sich jedoch besonders mit ihnen abzugeben. Nach einigen Stunden kam er wieder durch sein Spittlerthor herein, schlüpfte in sein Haus, und blieb nun bis zum andern Tage um ein Uhr für die ganze Welt unsichtbar. Man darf annehmen, daß er wenigstens sechszig Jahre lang nur durch sein Spittlerthor aus- und eingegangen war.

Eine Generation war ins Grab gestiegen, der neunzigjährige Knoll setzte seine Wanderung fort. Wenn er jetzt aus seinem Hause trat, begrüßten ihn Kinder, deren Großväter als Schulknaben ihm die Hand gereicht hatten. Seine Nachbarschaft um ihn her hatte total gewechselt; nur an ihm schien die Zeit machtlos vorüber zu gehen, seine Rüstigkeit schien der Jahre, der schneeweißen Locken zu spotten.

Einst, in seinem hohen Alter, begegnete ihm auf seiner täglichen Laufbahn ein Nachbar und redete ihn an, denn die ganze Nachbarschaft liebte den alten Sonderling; Knoll stand freundlich Rede, und der Andere fragte nun, wie Herr Knoll noch immer alle Tage den weiten Weg machen möge? «Sie haben recht,» gab der alte Kauz zur Antwort, «ich werde künftig nur um die Hälfte der Stadt gehen und dann wieder umkehren, so ist

doch die Hälfte Wegs erspart, ganz herum zu gehen, wird mir nachgerade zu sauer.» Und er hielt Wort, gleich den andern Tag ging er bis zur Vorstadt Wöhrd, dort auf dem Marktplatze kehrte er um, und ging nun denselben Weg wieder zurück.

So trieb es der alte Knoll wohl noch fünfzehn Jahre, bis endlich eines Tages, zur Verwunderung aller Nachbarn, seine Hausthüre um ein Uhr verschlossen blieb, und bald darauf die laut heulende Haushälterin Knolls herausstürzte und den Tod ihres Herrn verkündete. Der Alte hatte sich, wie alle Tage, zu einer halbstündigen Mittagsruhe in seinen Sessel gesetzt, diesmal aber das Erwachen vergessen; er war zur ewigen Ruhe eingegangen, nachdem er noch Tags vorher seinen gewöhnlichen Spaziergang gesund und heiter angetreten und vollendet hatte.

Alle Nachbarn hatten an dem Manne etwas verloren, obgleich er eigentlich keinem etwas war; sein Gesicht, sein ganzer Habitus war identisch geworden. Nach seinem Gehen und Kommen richtete die Nachbarschaft die Uhren; glich er doch selbst einer alten Thurmuhr, die zwar ein schlechtes Aussehen hat, aber sehr gut geht, und die nun, plötzlich weggeschafft, schmerzlich vermißt wird.

Da Knoll seine Ruhestätte auf dem St. Johannis-Kirchhofe hatte, so hätte seine Leiche durch die Stadt, zum Neuenthore hinaus, getragen wer-

den sollen; aber der letzte Wille des Verstorbenen, den er mehrere Jahre vor seinem Tode in die Hände seines Seelsorgers niedergelegt hatte, befahl, ihn auf dem kürzesten Wege, durch sein geliebtes Spittlerthor, um die Stadt, nach St. Johannis Kirchhofe zu tragen. Das Seltsame dieser Verordnung, so wie die stadtbekannten Eigenheiten des Verstorbenen, veranlaßten eine ungewöhnlich zahlreiche Leichenbegleitung.

Ruhet sanft, ihr guten Häute,
Tolle Käuze, die ihr war't!
Eures Gleichen giebt's noch heute,
Denn unsterblich ist die Art.
Anders ist die Form geworden;
Doch der große Narrenorden
Ist derselbe jederzeit,
Und bleibt es in Ewigkeit.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weikert, ...

Scenen, Schwänke und Originalitäten aus dem reichsstädtischen Leben Nü
rnbergs

Nürnberg 1842

Bavar. 2858 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10380602-4